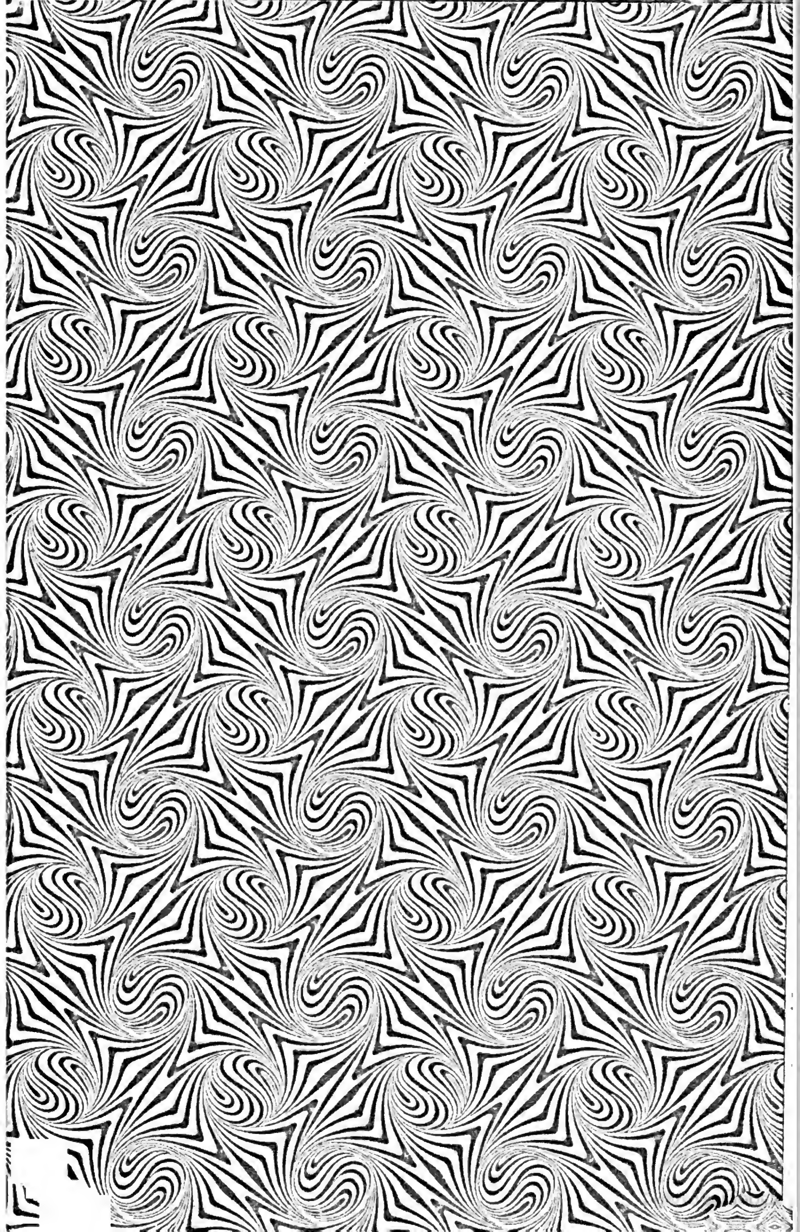

UC-NRLF
$B 630 924


IN MEMORIAM
J. Henry Senger
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



1.— 2502

Allerhand Heiteres aus Californien.

Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.



Leipzig 1899
Verlag von Eduard Avenarius.




SOLLY WALTER
SAN FRANCISCO
1898

Allerhand Heiteres aus Californien.

Von
Theodor Kirchhoff
in San Francisco.



Leipzig 1899
Verlag von Eduard Avenarius.

Meinem verehrten Freunde
C. Bundschu in San Francisco
dem Wecker und Förderer deutschen Frohsinns
gewidmet. T. K.



Am 2. März 1899 entschlief Theodor Kirchhoff in San Francisco nach kurzem Krankenlager. Er hatte die Correctur des vorliegenden Buches selbst zum grössten Teile vollendet, sodass die Beendigung des Druckes für seine Hinterbliebenen leicht war. Er hat noch manchen litterarischen Stoff hinterlassen und stand im vollen Schaffen. Die deutsche — amerikanische, wie europäische — Presse hat dem Dahingeschiedenen manchen tief empfundenen und dankbaren Nachruf gewidmet; möge diese letzte Gabe auch freundliche Aufnahme finden!



Inhalt.

Eine Erinnerung an Washoe.*)

(Hierzu das Titelbild, gezeichnet von Solly Walter in San Francisco.)

Im Sommer 1863 erreichte ich das erste Mal über Panama die berühmte Goldstadt San Francisco. Ich war arm wie eine Kirchenmaus, aber reich an Hoffnungen und bereit, irgend etwas zu unternehmen, um möglichst schnell auf einen grünen Zweig zu gelangen. Eines Tages machte mir ein alter Bekannter aus Mississippi den Vorschlag, auf seine Kosten nach Washoe zu reisen, um in Virginia City für seine Rechnung ein feines Gasthaus zu gründen und während des ersten Monats die Leitung desselben zu übernehmen. Da mir bereits zu Ohren gekommen, daß Silberbarren und Zwanzigdollargoldstücke in Virginia City auf der Straße lägen, und ich gar nichts zu versäumen hatte, so ging ich mit Freuden auf den Vorschlag ein. Das Vertrauen, das der Mississippier mir angedeihen ließ, schmeichelte mir, und von Standesvorurteilen war ich ganz frei. Allerdings verstand ich gar nichts von der Leitung eines Gasthofes; aber das war mir ganz gleichgültig, denn im gelobten Lande Amerika braucht man bekanntlich keine Vorschule, um sich für ein Amt oder für einen Geschäftszweig auszubilden, wie im alternden Europa. Ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ich mir die für einen Gastwirt notwendigen Kenntnisse im Handumdrehen aneignen könnte, und daß mein Mangel an Erfahrung durch guten Willen reichlich ersetzt werden würde. Von dem Mississippier ließ ich

*) Washoe (sprich: Waschō) heißt die Gebirgslandschaft im östlichen Teil des Staates Nevada, in welcher Virginia City und die berühmten Comstock-Silberminen liegen. Mit diesem Namen pflegt man kurzweg jenes Minenland zu bezeichnen.

mir eine Vollmacht als sein derzeitiger Vertreter in Virginia City ausstellen, steckte eine Geldrolle, die er mir einhändigte, in die Tasche und reiste wohlgemut als beglaubigter Gastwirt nach Washoe — allerdings mit dem verzeihlichen Hintergedanken, mir womöglich aus Nevada, wie Herr Urian aus Mexiko, einen Sack voll Gold zu holen.

An einem sonnigen Nachmittage im Monat Juli wanderte ich, mit leichtem Gepäck in der Hand, durch die staubigen Straßen San Franciscos zum Hafen hinunter, wo ich mich an Bord des Dampfers Chrysopolis begab, der mich zunächst nach Sacramento bringen sollte. Auf dem prächtig eingerichteten Dampfboote drängte sich eine buntscheckige Gesellschaft von Herren und Damen: verwahrlost gekleidete Goldjäger, den Revolver im Lederfutteral auf der Hüfte tragend, die ihr ganzes bewegliches Hab und Gut in einer zusammengerollten bunten Wolldecke mit sich führten; Spieler, Spekulanten und Kaufleute in städtischen Anzügen, geschmückt mit großen Busennadeln aus Stücken von natürlichem Golde oder aus Goldquarz; Damen in seidenen Gewändern oder bescheidenen Kattunkleidern; Verkäufer von aufregendem Lesestoff, meistens halb ausgewachsene Bengel, die dem reisenden Publikum spannende Berichte von Zweikämpfen mit Messern und Revolvern und von Überfällen auf goldbeladene Postkutschen (Stages), blutige Mordgeschichten und Schauerromane mit lautem Geschrei feilboten; Chinesen mit langen Zöpfen, Neger, Mexikaner, Yankees, Irländer und Deutsche — kurzum, ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Völkerschaften. Alle eilten sie nach dem Zauberlande Washoe, um dort möglichst schnell ungezählte Reichtümer zu erwerben.

Wir durchkreuzten die breite Bai von San Francisco und fuhren darauf im großen Bogen, erst nordwärts, dann gen Osten durch die mit ihr in Verbindung stehenden landseeartigen Gewässer in den Sacramentofluß. Allmählich hüllte die Nacht die sich mehr und mehr einengenden niedrigen Ufer in wallende Nebelschleier ein. In den Kajüten wurde es stiller, und es störte mich nur noch ab und zu ein unruhiger Reisender in meinen Träumereien. Mitternacht war bereits vorüber, als ich das obere

Verdeck verließ und mich in meine Kabine zurückzog, wo ich beim Rädergebraus bald entschlummerte. Als ich am nächsten Morgen erwachte, lag der Chrysopolis am Ufer des hier breit hinströmenden Flusses dicht vor der Stadt Sacramento.

Nach kurzem Aufenthalte in der Hauptstadt des Goldlandes fuhr ich auf einer der wenigen Eisenbahnen, die zu damaliger Zeit in Californien vorhanden waren, über eine sonnverbrannte Ebene nach dem Städtchen Lincoln. Am Bahnhofe in Lincoln, einem langen Bretterschuppen, standen ein halbes Dutzend, jede mit sechs schnaubenden Rennern bespannte Postkutschen, die über den Hennes-Paß in der Sierra Nevada nach Washoe fahren sollten; eine zweite Stage-Linie führte von dem mehr südlich gelegenen Orte Folsom über Placerville ebenfalls dorthin.

Erst jetzt erfuhr ich, daß die beiden Stage-Gesellschaften eine kleine Wette von 20000 Dollars gemacht hatten, um zu entscheiden, welche Linie Virginia City zuerst erreichen könnte. Während unsere Gegner einen Bogen nach rechts machten, mußten wir so an vier deutsche Meilen nach links ausholen. Die Entfernung war ungefähr dieselbe, annähernd 150 englische Meilen (240 km). Da das Umwerfen einer Postkutsche keineswegs zu den Seltenheiten gehörte, so versprach die wilde Wettfahrt über das Gebirge recht belustigend zu werden.

Ich eroberte mir einen Sitz auf dem Kutscherbock des vordersten Wagens. Zwischen mir und dem Rosselenker hatte eine berühmte Sängerin Platz genommen, die im Opernhause in Virginia City Gastrollen geben wollte. Die Stage war von nicht weniger als 22 Washoe-Fahrern besetzt, von denen die meisten zwischen Postsäcken und Gepäckstücken oben auf dem Kutschendache Platz genommen hatten, wo sie sich festklammerten und ihre Beine herunterbaumeln ließen. Darunter befanden sich drei weizengelbe Zopfträger, denen man die Todesangst aus dem Gesichte las. Ihre langen Bambusstangen ragten seitwärts über das Geländer des Kutschendachs in die Luft hinaus. Im Wagen saßen neun Damen von zweifelhaftem Charakter.

Bald waren wir in dichte Staubwolken eingehüllt, und donnernd jagten die sechs mit Menschen vollgepfropften großen

Kutschen hinter einander her. Die Gegend war nichts weniger als paradiesisch. Sonnverbranntes Gras, graues Gestrüpp und vereinzelt dastehende vergilbte Bäume war alles, was wir durch den Staub, den die Hufe der Rosse und die Räder dicht emporwirbelten, von der Landschaft zu sehen bekamen. Dann folgten verlassene Goldminen, verfallene Bretterhütten, Haufen von ausgewaschenen Kieseln und über- und durcheinander geworfenes Erdreich, und die Gegend sah aus, als ob Millionen von Maulwürfen und Hamstern das ganze Land zerwühlt hätten. Mitunter gewahrte ich Goldwäscher, die emsig beschäftigt waren, die schon öfters ausgewaschene Erde in Rinnen und „Wiegen“ fortzuspülen, um das darin zurückgebliebene feine Gold einzuheimsen.

Das Umspannen an den etwa 10—12 englische Meilen (16—19 km) voneinander entfernten Haltestellen erfüllte mich jedesmal mit Bewunderung. Die aufgeschirrten frischen Pferde standen dort schon mit den Stallknechten in Abteilungen an der Straße aufmarschiert, unsere Ankunft erwartend. Sobald die Wagen stillstanden, warfen die Kutscher die langen Zügel auf die Erde, die mit Schaum bedeckten Rosse wurden in unglaublich kurzer Zeit ausgespannt, und 36 neue Renner hatten ihre Stelle eingenommen, ehe fünf Minuten verflossen waren. Die Stallknechte hielten die vordersten von den sich bäumenden Tieren fest an den Treusen, bis die Kutscher das Gewirr der Zügel in ihrer Hand geordnet hatten, ein lauter Ruf: „let go! (laß los!)“, das Knallen von den durch die Luft sausenden langen Peitschen — und fort jagten die sechs neuen Gespanne mit den schweren Wagen, als säße der Teufel ihnen auf den Hufen, während die entzückte Reisegesellschaft mit ohrzerreißendem Pfeifen und Geheul ihrer Freude Ausdruck verlieh.

Da die Mehrzahl der mit uns fahrenden wilden Gesellen ihre eigenen Goldstücke neben der 20000 Dollar-Wette der beiden Stage-Gesellschaften auf unseren Sieg gesetzt hatten, so sah jeder von uns die Schnelligkeitsfrage als einen Ehrenpunkt an. Die sich öfters ablösenden Rosselenker waren gerade so begeistert wie wir, zumal ihnen mancher überflüssige Silberdollar in die Hand gedrückt wurde. Sie jagten mit einer Todesverachtung,

die nichts zu wünschen übrig ließ, über die gefährlichsten Stellen, über große Steine, durch Löcher und an Abgründen hin. Daß bei dieser wahnsinnigen Fahrt keine von unseren Kutschen umstürzte und wir nicht alle den Hals brachen, wundert mich heute noch.

Bei Dunkelwerden sprengten unsere Sechsgespanne durch die Straßen der nicht weit voneinander entfernten Minenstädte Graß Valley und Nevada City. Die halbe Bevölkerung dieser Zwillingsstädte begrüßte uns mit wildem Gejauchze, und aus allen Thüren der vielen hellerleuchteten Kneipen und Spielhäuser stürzte ein Strom Menschen hervor. Dann gelangten wir allmählich in die Vorberge der Sierra. Meilenlange Wasserleitungen, oft 70—100 Fuß hoch auf riesigen Holzböcken über Thaleinschnitte und Strombetten gebaut, durchkreuzten die Landschaft, während finstere Föhrenwälder weithin das Gebirge bedeckten, an welchem die helle Landstraße im Zickzack emporklomm.

Während der Nacht fuhren wir, immer durch Waldungen von herrlichen Fichten, über den 6000 Fuß (1829 m) über dem Meere liegenden Hennes-Paß in der Sierra Nevada. Mitunter gewahrte ich im Halbdunkel hoch oben an den Baumstämmen befestigte schier endlose Wasserleitungen, in denen das Wasser, hier und da herabtropfend, rauschend hinfloß. Bei Tagesanbruch gings im schlanken Trab den östlichen Gebirgshang hinunter. Unsere sechs großen Kutschen jagten mit schleifenden und kreischenden Hemmschuhen unter dem Jubelgeschrei und Hüteschwenken der begeisterten Washoe-Fahrer wie toll hintereinander her. Ich befand mich in einer keineswegs rosigen Stimmung. Die schlaflose Nacht, während welcher ich mich bei den Sätzen, die unsere Stage machte, wie verzweifelt am Bock festklammerte, die sich oft wiederholende Wahrscheinlichkeit, daß die Kutsche umwerfen und uns 23 Insassen zwischen Gestrüpp, Felsblöcken und Bäumen umherstreuen könnte, hatten mich geistig und körperlich dermaßen abgespannt, daß es mir schließlich einerlei war, ob ich tot oder lebendig nach Washoe käme.

Über das immer öder werdende sonnverbrannte flache Land jagten wir, in dichte Staubwolken eingehüllt, bei fast unerträglicher Hitze im gestreckten Galopp weiter. Allmählich hörte aller

Baumwuchs auf, und die mit aschgrauem Salbeigestrüpp bewachsene Ebene gewann ganz das Aussehen einer Wüste. Nachdem wir bei den Steamboat-Springs vorbeigekommen waren, wo die überhitzten Wasserdämpfe mit Geräusch emporpufften und hoch in die zitternden Lüfte stiegen, tauchten plötzlich zwischen nackten Bergen die Schwesterstädte Virginia City und Gold Hill vor uns auf, und bald darauf rasselten wir durch die von Menschen und mächtigen Fuhrwerken wimmelnde und mit Schutt und Bautrümmern aller Art bedeckte C-Straße in Virginia City. Kaum war es mir vergönnt gewesen, einen flüchtigen Blick auf die wie graue Bastionen aus den Bergabhängen hervortretenden Quarzhaufen der weltberühmten Comstock-Minen und auf die Dampf ausstoßenden Pochwerke zu werfen, als wir in langer Reihe vor dem großen International-Hotel hielten, — gerade als die sechs Placerville-Stages ihre letzten Insassen und deren Gepäck vor der breiten Veranda abgesetzt hatten. Ein Wutgeschrei erscholl, als es sich herausstellte, daß unsere Gegner dreizehn Minuten früher als wir in Virginia City angelangt waren. —

Meine erste Sorge war, mich nach unserem an der D-Straße liegenden Gasthof umzusehen. Ich war unangenehm überrascht, als dieser sich als eine zweistöckige Holzbaracke entpuppte. Der Aufseher, ein rothaariger Irländer mit aufgestülpter Nase, pfiffigen grauen Augen und purpurnen Backen, empfing mich knurrend, als ich ihm meine Vollmacht als Majordomus, unterzeichnet von dem Mississippier, überreichte. Im oberen Stock des Palastes befanden sich zwölf kleine Stuben, die sich durch gänzliche Abwesenheit von Möbeln, durch weißgetünchte Wände und baumwollene Zimmerdecken auszeichneten. Die unteren Räume — Speisesaal, Parlor, Küche und vier Staatsgemächer — starrten mich ebenfalls leer an. Der Aufseher, Mister Thomas O'Flaharty, kurzweg Tom genannt, hatte seinen Groll über meine Ankunft, die ihn in eine untergeordnete Stellung versetzte, bald überwunden und stellte mir sein Talent als Gastwirt großmütig zur Verfügung. Das Dienstpersonal bestand aus zwei bezopften Sprossen des Blumenreichs der Mitte, Jim und John. Jim war Koch und Schüsselwascher, John hatte sich die Kunst, Betten auf-

zumachen, sowie die eines Aufwärters und „Mädchens für alles“ angeeignet. Vorläufig standen aber nur zwei Betten im Hausflur. Eins derselben nahm ich sofort in Beschlag, und da Tom mit Recht das zweite Bett beanspruchte, so mußten Jim und John sich vorläufig jeder mit einem Strohsack begnügen.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft langte die Hauseinrichtung an, und ich hatte viel Arbeit, um unsern Gasthof für die Unterkunft und Bewirtung von anspruchsvollen Gästen in stand zu setzen. Unter den Kisten befand sich auch eine, die mit sechs Dutzend vierkantigen Flaschen gefüllt war. Meine Freude über den glücklichen Fund ward jedoch bedeutend herabgestimmt, als ich auf den Flaschen das buntgedruckte Wort Wanzenvertilger las. Eine Ladung von Korbgebinden, deren Inhalt nichts zu wünschen übrig ließ, versetzte mich aber bald wieder in eine rosige Stimmung. Dem Holzpalaste gerade gegenüber, dessen einfache Außenseite durch eine lange überdachte Veranda stilvoll unterbrochen wurde, lag das Opernhaus. Die Nähe des Musentempels gab mir den glücklichen Gedanken ein, unseren Gasthof Opera-Hotel zu taufen, welcher Name bald mit riesengroßen schwarzen Lettern an der Vorderwand prangte und nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit jedes Vorüberwandelnden, der nicht mit dem grauen Staar behaftet war, in Anspruch zu nehmen. Nachdem die zwölf Zimmerchen im oberen und die vier Staatsgemächer (darunter eins für Neuvermählte) im unteren Stock fein möbliert, und Küche und Speisesaal, den Verhältnissen entsprechend, eingerichtet waren, legte ich noch eine „Bar“ (Trinkstand) mit Rum, Whisky, Gin und Brandy, nebst der dazu gehörenden glänzenden Ausstattung im Parlor an — und dann war ich bereit zum Geschäft.

In der Tageszeitung „Der Stern von Washoe“ ließ ich die folgende Anzeige mit fetter Schrift einrücken:

„Das mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit eingerichtete Opera-Hotel, dem Opernhause gerade gegenüber, ist jetzt bereit, Gästen für anderthalb Dollars die Person nächtliche Unterkunft zu gewähren. — N.B. nach Vorausbezahlung!

Leckere Mahlzeiten für 1 Dollar und die besten Getränke für 2 Bit (¼ Dollar) das Glas werden an der „Bar“ verabreicht. — Nur Gentlemen brauchen sich zu melden!!!“

Bereits am ersten Abend stellten sich sieben Gentlemen, der Nachtruhe bedürftig, im Opera-Hotel ein. Rote Hemden, die Hosen in den Stiefelschäften, Schlapphüte, Revolver und schwere Goldquarzketten zeichneten die vornehmen Fremden aus. Da jeder von ihnen mehrere Drinks als Schlaftrunk zu sich nahm, und alle für ihr Nachtlager prompt im voraus zahlten, so war gegen die Kundschaft nichts einzuwenden. Es stellte sich aber schon am folgenden Morgen die Notwendigkeit heraus, in jedem der kosigen Schlafgemächer eine Notiz folgenden Inhalts auf einem großen Pappdeckel aufzuhängen:

Die Herrschaften werden höflichst ersucht, sich nicht mit gespornten Stiefeln ins Bett zu legen!!!

Thomas O'Flaharty verstand es ausgezeichnet, unsere Gäste durch seine Unterhaltung zu fesseln und dieselben in eine gute Laune zu versetzen. Er kannte die Lage und den Wert der Bonanzas, die Tiefe der Gruben, die Quarzmühlen, den Marktpreis der „Füße“ (Aktien) aller Comstock-Minen ganz genau und sprach von Hunderttausenden und Millionen von Dollars, als ob er ein Vetter von Rothschild sei; er wußte Bescheid, wie man die Besitzer von „Comstocks“ in San Francisco „ausfrieren“ und um ihren letzten Dollar erleichtern konnte, ohne dadurch mit den Gesetzen des erleuchteten Staates Nevada in unangenehme Berührung zu kommen. Mit Begeisterung pflegte er von Massenprügeleien in Tipperary zu reden, und stolz sprach er von seiner rotblond-gelockten Bridget, die nächstens aus Frisco anlangen und Jim im Zubereiten der besten Flapjacks (eierlose Pfannkuchen) in Washoe unterweisen würde. Im Erzählen von witzigen Anekdoten und Singen urkomischer Lieder war Tom besonders groß. Da er grundehrlich war und auch nichts dagegen hatte, sich zum Vorteil der Kasse ein Dutzend Mal nach einander traktieren zu

lassen, ohne dadurch die Festigkeit seiner Beine zu beeinträchtigen, so konnte ich mit seinem Verhalten zufrieden sein.

Daß Jim seiner Stellung als Koch und Schüsselwascher gewachsen war, merkte ich bald. Seine Steaks waren so zäh, daß unsere Gäste sie selten ganz vertilgten. Die Fleischreste warf er nicht etwa in das Schmutzfaß, sondern tischte sie aus Sparsamkeitsrücksichten am nächsten Tage als „Hash" wieder auf. Die Art und Weise, wie John und ich bei Tisch aufwarteten, hätte jeden der befrackten Kellner im „Pudelhund" in San Francisco in Erstaunen gesetzt. Noch heute kränkt es mich tief, wenn ich daran denke, wie John mich vorwurfsvoll anschaute, als ich gleich am ersten Tage einen Armvoll Schüsseln, Teller und Tassen mit Geklirr auf den Boden fallen ließ. Nach dieser unangenehmen Erfahrung überließ ich es John, der von uns beiden ohne Frage das bedeutendste Kellnertalent besaß, die Gerichte aus der Küche nach dem Speisesaal zu befördern, während ich mich damit begnügte, die Befehle unserer Gäste Jim zuzurufen. Mit laut tönender Stimme, wobei ich das **r** in **round** rollend erschallen ließ, rief ich in das offene Loch hinein, das zwischen dem Speisesaal und der Küche in der Wand gähnte, so daß man es drüben beim Opernhause deutlich hören konnte, z. B. »beefsteak and fried potatoes and **round** for one!« (Beefsteak mit Bratkartoffeln und Beischüsseln für Einen); »mutton chops, stuffed heart, fried liver and **round** for two!« (Hammelsrippen, gefülltes Herz, gebratene Leber und Beischüsseln für Zwei); »ham and eggs, hash, pigs feet, fried brains, coffee and flapjacks and **round** for three!« (Schinken und Spiegeleier, Gemengsel von gehacktem Fleisch, Ferkelpfoten, gebratenes Hirn, Kaffee und Pfannkuchen und Beischüsseln für Drei) u. s. w. Zu den Beischüsseln (round) gehören allemal heißes Weizen- und Maisbrot, Pellkartoffeln, gekochte Zwiebeln und die gewöhnlichen Gemüsearten, welche Speisen in jedem amerikanischen Gasthause als freie Zugabe beim Essen verabreicht werden.

Angenehm berührte es mich, daß die Minenarbeiter, ehe sie am Eßtisch Platz nahmen, sich jedesmal erst in der Veranda am Waschtrog wuschen und die Haare kämmten. Für Blech-

schüsseln, braune Seife und grobe Handtücher hatte Tom dort ausreichend gesorgt. Ein Kamm und eine Haarbürste mit dünnen Eisenborsten hingen an einer Kette neben einem venetianischen Spiegel zum freien Gebrauch an der Wand. Die Mehrzahl der Herrschaften putzte sich sogar nach jeder Mahlzeit die Zähne.

Der fleißigste Mann im Hause war John. Unhörbar wandelte er auf den Filzsohlen seiner kahnartigen Schuhe treppauf und treppab, machte die Betten auf, reinigte die Stuben, fegte aus, putzte und scheuerte, wartete bei Tisch auf u. s. w. Nur sein ewiges Lächeln verdroß mich, zumal gar kein Grund dafür vorhanden war.

Die Nähe des Opernhauses war von nicht zu unterschätzendem Vorteil. Wenn die Musikbande, ehe die Vorstellung begann, an der anderen Seite der Straße eine halbe Stunde lang den Blauen Donauwalzer heruntertutete, oder wenn die herrlichen amerikanischen Volksmelodieen, z. B. »Pop goes the Weasel« oder »Down went Mc Ginty« mit Pauken und Trompeten erschollen, so versammelte sich dort regelmäßig ein für klassische Musik empfängliches vielköpfiges Publikum. Unter demselben befanden sich stets eine Menge Durstige, die ab und zu bei uns ihre Kehlen anfeuchteten, um nachher ein fröhliches Beifallgejauchze besser anstimmen zu können. Während der Zwischenakte strömten die stets durstigen Theaterbesucher in hellen Haufen ins Opera-Hotel, um schnell einen Brandy-Toddy, einen Gin-Cocktail oder ein ähnliches Labsal hinter die Binde zu gießen. Bei der künstlerischen Zubereitung dieser »Fancy Drinks« wetteiferte ich mit Tom; im allgemeinen begnügte sich aber unsere Kundschaft mit unverfälschtem Whisky. Die Silberdollars rasselten alsdann nur so auf unserem Schenktisch, und wenn das kunstsinnige Publikum wieder zurück ins Opernhaus strömte, wo an jedem Abend vier Wochen lang „Die schöne Helena“ über die Bretter ging, so sah unsere „Bar“ wie ein mit heilen und zerbrochenen Gläsern und mit halb vollen und meistens leeren Flaschen bedecktes Trümmerfeld aus. Während Jim und John die Scherben schnell beseitigten, die Gläser ausspülten und die Tischplatte abtrockneten, holten Tom und ich die Reserven in Gestalt großer Korbgebinde und

eines mit Pumpenheimer gefüllten blauen Eimers herbei, aus denen wir die Flaschen und Karaffen wieder bis an den Hals für den nächsten Massenangriff voll gossen. Als ich nach Verlauf einer Woche den Kassenabschluß an meinen Prinzipal, den Mississippier, nach San Francisco schickte, erhielt ich mit der nächsten Post von ihm ein warmes Dankschreiben in Anerkennung meiner glänzenden Thätigkeit, das mich mit gerechtem Stolze erfüllte.

Während ich so meinen Berufspflichten als Gastwirt mit strenger Gewissenhaftigkeit oblag, verfehlte ich nicht, gelegentlich Streifzüge durch die Schwesterstädte Virginia City und Gold Hill zu machen. Ganz besonders zogen mich die Silberminen an. Dieselben liegen in einer $2^1/_2$ engl. Meilen ($3^3/_4$ km) langen Reihe unter und neben den Städten Virginia City und Gold Hill am Fuße des 7827 Fuß (2386 m) hohen Mount Davidson, der, ohne eine Spur von Baumwuchs, sich 1622 Fuß über die C-Straße in Virginia City erhebt. Unter den Silberminen nahmen im Jahre 1863 die Gould und Curry- und die Ophirmine am Nordende des Comstock-Gangs den ersten Platz ein. Ein Längenfuß im Minengrund der Gould und Curry hatte damals einen Wert von 5000 Dollars. Für jeden solchen „Fuß" oder Aktie erhielten die glücklichen Eigentümer monatlich einen Reingewinn von 150 Dollars ausbezahlt. Der letzte Jahresabschluß ergab eine Brutto-Einnahme von 6 Millionen Dollars, und es wurden 85000 t (170 Millionen Pfund) Erz während jenes Zeitabschnitts zu Tage gefördert. Heute (1899) kauft man eine Aktie der Gould und Curry für ein Butterbrot!

Beiden genannten Minen stattete ich einen Besuch ab und mußte erstaunen über die 25—80 Fuß breite Erzmasse, welche dieselben enthielten. 800 Fuß weit wanderte ich durch die vortrefflich angelegten Stollen der Gould und Curry-Mine und steckte mir am Ende derselben alle Taschen voll mit reichen Quarzstücken, ehe ich wieder ans Tageslicht emporstieg. Dann begab ich mich nach dem großen Pochwerk dieser Mine, das eine halbe Stunde

von der Stadt entfernt am Zuckerhutberg lag. Die 120 auf und ab rasselnden Eisenstampfer, welche den Quarz dort zu Pulver zermalmten, betäubten mich fast mit ihrem höllischen Lärm. Die Art und Weise des Amalgamationsprozesses, das Reinigen und Schmelzen der pulverisierten Erze und das Gewinnen der edlen Metalle daraus nahmen meine Aufmerksamkeit aber weit weniger in Anspruch, als die in Haufen daselbst aufgestapelten Silberbarren, welche die doppelte Größe von Ziegelsteinen hatten. Ungefähr 60 Prozent dieser hübschen Bausteine bestand aus Gold.

Die Ophir-Mine, die älteste Mine am Comstockgang, besuchte ich einige Tage später. Mit einem Talglicht in der Hand, das oft im Zugwind bedenklich flackerte, durchstreifte ich ganz allein ein Labyrinth von Stollen und Schachten. Mitunter stieg ich auf halsbrechenden Leitern, die gar kein Ende nehmen wollten, in die unter mir schwarz aufgähnenden Tiefen hinunter. Stellenweise mußte ich mich durch Gänge zwängen, in denen die Stützbalken von der auf ihnen ruhenden Gesteinslast ganz krumm gedrückt waren. Nichtsdestoweniger kroch ich bis ans Ende dieser berühmten Mine, wo ich mir von den dort beschäftigten Arbeitern ein paar hübsche Quarzstücke, deren Wert, nach Tonnen berechnet, Tausende von Dollars betrug, als Erinnerung an meinen wagehalsigen Spaziergang ausbrechen ließ; und dann kletterte ich so rasch wie möglich, meinen auf eine unangenehme Weise an Länge abnehmenden flackernden Talgstumpf in der Hand, wieder ans Licht der goldenen Sonne empor. Heute sind alle großen Comstock-Minen mit gewaltigen Pumpen, Dampfhebewerken und Fahrstühlen versehen. Sozusagen im Handumdrehen kann man 3000 Fuß und mehr hinunter gelangen und in der dort herrschenden Hitze einen guten Vorschmack von der angenehmen Temperatur im Reiche Satans bekommen.

Wie wenig Einsicht ein sonst doch ziemlich vernünftiger Mensch mitunter hat, ward mir zwölf Jahre später klar gemacht, als ich Virginia City zum zweiten Mal besuchte und in Erfahrung brachte, daß ich 1863 für etliche hundert Dollars ein paar Dutzend „Füße" am Comstockgang hätte kaufen können, dort, wo derselbe damals fast für wertlos galt, und wo, nur 900 Fuß unter mir, die großen

Bonanzas lagen. Es waren dies die 1875 entdeckten, unglaublich reichen Erzlager in den Consolidated Virginia- und California-Minen, aus denen in fünf Jahren etwa 120 Millionen Dollars gewonnen und den Aktionären rund 82 Millionen Dollars in Dividenden ausgezahlt wurden. Wäre ich 1863 ein klein bischen gescheit gewesen, so hätte ich heute als Bonanzakönig in einem Palaste auf dem Nabob-Hügel in San Francisco wohnen können. Ob ich dadurch ein glücklicherer Mensch geworden wäre, sei dahingestellt; aber angenehm wäre es doch gewesen, mit Krösus, dem Grafen von Monte Christo und dem Bonanzafürsten Mackey dieselbe Rangstufe einzunehmen!

Zum Erstaunen war es, wie viele Menschen es in Washoe gab, die gar nichts thaten und sich doch alle in der größten Aufregung befanden. Die meisten dieser Herren waren Spekulanten in Bergwerksaktien. Jeder von ihnen rauchte eine feine Havanna-Cigarre zu 1/4 Dollar, und wusch für denselben rechtschaffenen Preis alle Viertel- oder Halbestunde in einer der zahllosen Kneipen den Silberstaub aus seiner Kehle. Aber Gott Alkohol schien in dieser volle 6000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Meeres liegenden versilberten Stadt seine Macht vollständig eingebüßt zu haben, denn selten gewahrte ich dort einen Berauschten.

Beim Umherwandern in der Stadt traten mir die seltsamsten Bilder vor Augen. Hunderte von Fuß hohe, aus vielstöckigem Balkengerüste errichtete „Trestlebrücken" überspannten die Schluchten; auf einer am Bergabhange hoch hingebauten Eisenbahn schleppten Lokomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betrieb der Gruben notwendigen Holze beladen waren; gewaltige Hebewerke hoben das Erz aus den Schachten und prasselnd fiel es auf die grauen Quarzberge hinab; dazwischen rollten und lärmten die Pochwerke. Das Leben in den Straßen ward ich nie müde zu betrachten. Riesige, mit 16 und oft mit 20 Stieren, Pferden oder Maultieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegneten mir jeden Augenblick; niemand hielt es für der Mühe wert, sich nach den von den Wagen hinunterfallenden Silberquarzstücken zu bücken. Minenarbeiter zogen mitunter scharenweise als Ablösung nach den Gruben. Der Lärm und

das Gewimmel von Fuhrwerken und Menschen kam nie zur Ruhe. Nicht selten geschah es, daß lange Reihen von Frachtwagen sich kreuzten und festfuhren, unter dem lauten Geschrei der ergrimmten Ochsentreiber.

Nach Dunkelwerden pflegte ich gern einen Spaziergang an der C-Straße zu machen, wo sich an beiden Seiten hellerleuchtete Kaufläden, Speisewirtschaften, Spiel-, Trink- und Billardsalons, Tingeltangel und Häuser von noch verdächtigerem Gewerbe, alle mit Vorbaudächern versehen und von unten bis oben mit farbigen Anzeigeschildern geschmückt, in bunter Abwechselung aneinander drängten. Von der lockeren Moral der Silberlandbewohner wird der Leser einen Begriff erhalten, wenn ich erwähne, daß unter den etwa 15000 Einwohnern von Virginia City die Halbwelt mit nicht weniger als 600 Köpfen vertreten war! Auf den Gehwegen war bis spät nach Mitternacht ein solches Gedränge von auf und ab marschierenden vergnügungssüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß ich mir nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen konnte. Die Besucher der Spielhöllen und feineren Kneipen strömten dort fortwährend aus und ein, so daß die Eingangsthüren sich nur selten ganz schlossen und sich stundenlang in den Angeln ununterbrochen hin und her drehten.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieser Vergnügungstempel, den vornehmen Magnoliasalon! — Ehe ich an dem von einer dichten Schar Virginier belagerten, prächtig ausgestatteten Trinkstand vorbeikommen kann, muß ich verschiedene Cocktails zu mir nehmen. Ein Fremder fordert mich auf, in seiner Gesellschaft ein Gläschen zu versuchen. Eine abschlägige Antwort wäre eine tötliche Beleidigung, und ich muß selbstverständlich auch traktieren, so daß ein paar Dollars im Handumdrehen Eigentümer wechseln. Es ist nämlich in Washoe, wie in jedem Minenlande verpönt, allein einen hinter die Binde zu gießen, und es wird kein anständiger Virginier diese Regel außer acht lassen. Sieht er keinen Bekannten in der Nähe, so fordert er den ersten besten Fremden auf, ihm Gesellschaft zu leisten. Nötigenfalls stehen an jeder „Bar" stets einige durstige Stammgäste, die sich ein Geschäft daraus machen, einerlei wie oft, um-

sonst mitzutrinken, und es wird auch der Ganymed einen Freitrunk grundsätzlich nie ausschlagen.

Der Spielsaal des Magnolia ist gedrängt voll von Besuchern. Im allgemeinen bewegt sich das Publikum innerhalb der Grenzen des Anstands. Nur wenn gelegentlich eine Schießerei vorkommt, ist es im Lokal nicht geheuer, und dieses entleert sich dann schnell auf kurze Zeit. Von verzweifelnden Mienen wegen erlittener Spielverluste ist bei keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken, und es verkehren die stutzermäßig aufgeputzten Spieler von Beruf mit den hinterwäldlerisch gekleideten Bergleuten ganz brüderlich.

Rings an den Wänden, die mit schauderhaften Bildern in Farbendruck behängt sind, stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück in Karten- und Würfelspiel, in Kieno, Diana, Roulette, Casino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Poker und dem klassischen Pharao versuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die Gäste eine große Anziehungskraft aus. Der lange Tisch mit den darauf festgeklebten unsauberen Karten ist stets dicht belagert. Und solche Bankhalter! Diese pockennarbigen Croupiers, die mit fabelhafter Gewandtheit das Geschäft hantieren, wären eine Freude für den Fürsten von Monaco! — Ein Priemchen Tabak im Munde, fortwährend kauend und spuckend, in Hemdärmeln, den Schlapphut in den Nacken gerückt, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Gold- und Goldquarzketten und Manschettenknöpfen, so groß wie deutsche Vereinsthaler, geschmückt, und einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver auf den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit eintöniger Stimme aus, klappern fortwährend mit den Silberdollars und Zwanzigdollar-Goldstücken, äußern gelegentlich einen kernigen Fluch und halten das Spiel im Gange.

In einer Ecke des Salons sitzt auf einem erhabenen Bretterboden vor einem hackbrettartigen Klavier mein Freund Emil, in Hemdärmeln und mit dem Hut auf dem Kopf, und trommelt in Begleitung eines bleichsüchtigen Violinkratzers den „Kalifen von Bagdad“ herunter. Auf dem Instrument liegt ein geladener Revolver. Sollte es zum Beispiel, wie mitunter vorkommt, einem

lustigen Washoer, der reichlich stark geladen hat, einfallen, zum Spaß selber mal eins aufspielen zu wollen, so würde der Nebenbuhler von Franz Liszt ihm mit der Pistole bald den Standpunkt klar machen. Für diese Klaviertrommelei erhielt Emil, mit dem ich von New York bis San Francisco meine Kabine auf beiden Oceanen geteilt hatte, ein Honorar von zehn Dollars die Nacht, während der bleichsüchtige Violinkratzer sich mit acht Dollars begnügen mußte. Öffentliche Spielhöllen, wie den eben beschriebenen Magnoliasalon, gab es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüste Leben, das sich allnächtlich in ihnen entfaltete, sucht in der Welt seinesgleichen. Namentlich beim Beginne jedes Monats ging es in diesen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Grubenarbeiter erhielten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars auf einmal ausbezahlt und suchten einen Ehrenpunkt darin, ihr Geld möglichst schnell unter die Leute zu bringen.

Die Preise für alles und jedes, was zum Lebensunterhalt gehörte, waren lächerlich hoch. Brennholz z. B. kostete 14—16 Dollars die Klafter, Eier 3/4 Dollars das Dutzend, Kartoffeln 10 Cents das Pfund, und alle Lebensmittel im selben Verhältnis. Wäsche kostete 1/4 Dollar das Stück für Hemden; Strümpfe konnte man billiger neu kaufen, als dieselben waschen lassen. Ein Paar Stiefel kosteten 16 Dollars und alle Kleidungsstücke das Doppelte und Dreifache wie in San Francisco. Deshalb kam es auch der Mehrzahl der Bevölkerung nicht darauf an, ob einer ein paar Kleidungsstücke mehr oder weniger an hatte. Tagelöhner und Grubenarbeiter verdienten 4 Dollars, Handwerker 6 Dollars für acht Stunden Arbeit; Dienstmädchen verlangten und bekamen mit Leichtigkeit 60 Dollars den Monat. John erhielt als Kellner und Mädchen für alles 75 Dollars, Jim als Koch und Schüsselwascher 85 Dollars, Tom als Vertrauensperson 125 Dollars den Monat. Für den leeren Holzkasten des Opera-Hotels mußte der Mississippier 250 Dollars Miete jeden Monat entrichten. —

Allmählich verlor das Leben in der wüsten Silberstadt für mich den Reiz der Neuheit, und ich sehnte mich wieder fort von Waschoe. Besonders unangenehm waren die sich täglich in der

Stadt wiederholenden Schießereien; das häufig vorkommende Anbrennen der baumwollenen Stubendecken im Opera-Hotel; das von Alkalien geschwängerte Wasser, welches mir die Hände wund machte; die samumartigen Winde, welche den mit feinen Silberteilchen angefüllten Staub durch die Luft bliesen, so daß ich mitunter die Augen nicht aufhalten konnte; das sich öfters einstellende Nasenbluten in der dünnen Atmosphäre; die Halskrankheiten, worunter die Mehrzahl der Bevölkerung litt und wovon auch ich ein Lied singen konnte, da ich mir wochenlang dreimal täglich den Schlund mit einer Lösung von rotem Pfeffer, Essig und Salz ausgurgeln mußte u. s. w. Ich war deshalb herzlich froh, als der Monat, den ich in Virginia City zuzubringen mich verpflichtet hatte, abgelaufen war, und ich die Ankunft meines Prinzipals aus San Francisco stündlich erwarten konnte.

Am Tage vor meiner Abreise hatte ich noch das Vergnügen, einer großartigen Feuersbrunst beizuwohnen, welche beinahe den vierten Teil der meistens aus Holz erbauten Stadt zerstörte. Ich machte mich während des Brandes nützlich, mit Hülfe Toms und der beiden Zopfträger die Betten und Möbeln aus dem oberen Stock des Opera-Hotels durch die Fenster auf die Straße zu werfen, — eine unnötige Vorsicht, da unser Gasthof von den Flammen verschont blieb. Während des Feuers fand ein blutiges Gefecht mit Messern und Pistolen zwischen den Feuerleuten zweier Dampfspritzen statt, wobei ein paar Zuschauer totgeschossen wurden und der Vormann einer Spritze einem Polizisten mit einer Trompete den Schädel einschlug. Das Feuer brannte inzwischen lustig weiter, und die Stadt hatte es nur der Windstille zu danken, daß sie nicht ganz in einen Aschenhaufen verwandelt wurde.

Gleich nach dem Brande stellte sich der Mississippier ein, der erstaunt war, sämtliche Betten und Möbel im wirren Durcheinander auf der Straße liegen zu sehn. Nachdem ich prompt dafür gesorgt hatte, daß jene wieder ins Gasthaus geschleppt wurden, übernahm er selber die Oberleitung des Opera-Hotels. Er lohnte mich mit 200 Dollars in Gold für meine Müheleistung

ab, schenkte mir als Beweis seiner Hochachtung ein paar Manschettenknöpfe aus Zehndollargoldstücken, worauf sein Namenszug in blauem Schmelz prangte, und überreichte mir schließlich eine Fahrkarte nach San Francisco. Von Tom, Jim und John und von dem freigebigen Mississippier nahm ich brüderlich Abschied, und damit endete meine ruhmvolle Thätigkeit als Gastwirt auf diesem Planeten. —

Die Rückreise nach San Francisco machte ich über Placerville mit der „Stage"-Linie, die uns bei der wilden Fahrt nach Waschoe volle dreizehn Minuten an Schnelligkeit übertroffen hatte. Frühmorgens am 2. September kletterte ich auf eine von den sechs großen Kutschen, die in langer Reihe vor dem International-Hotel aufgefahren waren. Gottlob war das Kutschendach, auf dem ich ein Unterkommen fand, von einem sechs Zoll hohen eisernen Geländer umgeben, sonst wäre ich wohl nie lebendig nach Hangtown, wie Placerville damals im Volksmunde hieß, gekommen. Außer mir hatten noch dreizehn Reisende dort oben Platz genommen, darunter fünf Chinesen, deren lange Bambusstäbe das Sitzen, Kauern und Liegen sehr unbequem machten. Einen harten Bambus zwischen den Rippen, einen Mongolen und einen ungeschlachten Waschoer, dessen Revolver gegen mein Schienbein preßte, auf meinen Füßen lagernd, und die Knie, worunter ein hölzerner Kasten stand, im rechten Winkel erhoben, so war ich auf der luftigen Höhe in der reichlich gemischten Reisegesellschaft untergebracht. Die auf dem eisernen Geländer sitzenden Amerikaner ließen die Beine herunterbaumeln, zwischen uns lagen alte Mantelsäcke, Gewehre, mit Kupferknöpfen bespickte Zeitungs- und Briefbeutel und eckige Handkoffer. Jeder verwünschte die Chinesen mit ihren Bambusstäben, nicht zu beschreibendem Gepäck und uraltem Blechgeschirr.

Bei Tagesgrauen hieb unser Kutscher fluchend auf die sechs Gäule ein, und donnernd jagte die lange Wagenreihe durch die menschenleeren wüsten Straßen der nicht weit von einander entfernten Minenstädte Virginia City, Gold Hill und Silver City. Jede Kutsche war mit mehr als 1500 Pfund in Silberbarren beladen, die man lose unter die Sitze geworfen hatte, worauf

die Damen eng zusammengeschachtelt saßen. Die silbernen Ziegelsteine gereichten den holden Geschöpfen, nach deren Verwünschungen zu schließen, zu nicht geringem Ärger, da ihre Zehen ab und zu mit dem umherhüpfenden kostbaren Metall in unangenehme Berührung kamen. Bald lag der Mount Davidson mit seinen grauen Bastionen von pulverisiertem Quarz und den vielen, Tag und Nacht mit voller Macht arbeitenden Pochwerken hinter uns, und wir fuhren durch das Felsenthor „Devil's Gate“ (das Teufelsthor) hinaus in die jenseits gelegene Bergwüste. In Carson City, einem hübschen und sauberen Orte, wo ich endlich einmal wieder Bäume, Gärten und grüne Felder sah, langten wir zur Frühstücksstunde an. Nach kurzem Aufenthalte jagten wir mit neuen Sechsgespannen weiter, dem dicht bewaldeten Hochgebirge entgegeneilend.

Als wir die Sierra Nevada erreicht hatten, fuhren wir im Zickzack langsamer die Berge hinan, mit herrlichen Rückblicken in das tiefer hinter uns sich hinabsenkende grüne Thal von Carson. Auf der Höhe ging's, bald im Galopp, bald im schlanken Trab, weiter über den breiten, von malerischen Schluchten zerrissenen und mit prächtigen Wäldern geschmückten Gebirgsrücken. Die sechs großen „Stages“ donnerten hintereinander her, unter dem Jauchzen der wilden Reisegesellschaft. Oft konnte ich vom Kutschendach in Abgründe hinunterblicken, an deren Rande wir entlang rasselten. Mitunter war die sonst vorzüglich gebaute Straße so schmal, daß ich jeden Augenblick erwartete, wir würden einen kleinen Abstecher über die Felsen und zwischen den Bäumen hindurch in die Tiefe machen. Dabei begegneten uns öfters gewaltige Frachtwagen, mit zwölf bis zwanzig Stieren bespannt. Da jene sich allemal dicht an der Bergwand hielten und uns den Ehrenposten am Rande des Abhangs überließen, so war ein solches Begegnen ziemlich gefährlich. Die emporwirbelnden Staubwolken, wenn die „Stages“ und Frachtwagen nahe aneinander vorbeifuhren, das Fluchen der Kutscher und das „Who, Brandy!“ — „Hi Yah, Brindle!“ *) der Ochsentreiber,

*) Who = Halt! — Hi Yah = Vorwärts! — Brandy und Brindle sind amerikanische Ochsennamen.

das Knallen der Peitschen und das Grunzen und Hallorufen der Reisenden bildeten eine recht erheiternde Abwechselung auf dieser Gebirgsfahrt.

Je weiter wir kamen, um so malerischer wurde die Sierra Nevada. Namentlich die Baumkolosse konnte ich nicht genug bewundern. Eine Strecke weit fuhren wir an dem 6216 Fuß (1895 Meter) über dem Meere liegenden 25 engl. Meilen (40 km) langen See Bigler — jetzt Lake Tahoe (Tahó) genannt — entlang. Herrlich war das Erdbeerenthal (Strawberry Valley). Die gewaltigen grauen Felswände mit den hinter ihnen empor steigenden, von Fichtenwäldern bedeckten Höhenzügen, die tief unter uns hinbrausenden Waldbäche, die vom grünen Thalgrund vereinzelt aufsteigenden pyramidenartig gestalteten Granitmassen und die großartigen Fernsichten auf die teilweise mit Schnee gekrönten höheren Bergkuppen in der Sierra erinnerten mich an die Schweiz.

Sobald die auf der Wasserscheide des Gebirges liegende Grenze zwischen den Staaten Nevada und California von uns überschritten worden war, unterhielten wir uns auf eine eigenartige Weise in den kleinen Ortschaften an der Landstraße. Es war nämlich Wahltag, und die Landbewohner waren von allen Seiten herbeigeströmt, um für ihre Kandidaten zu stimmen. Lärmende Menschenhaufen in unverfälschter Hinterwäldlertracht begrüßten uns an jedem Halteplatz. Je nachdem wir die Republikaner oder die Demokraten hoch leben ließen, wurden wir von der einen Partei mit Beifallsgrunzen, von der anderen mit Gepfeife beehrt. Einige Scharmützel in den Kneipen abgerechnet, schien die Wahl aber ganz ordentlich zu verlaufen.

Während wir bei Sonnenuntergang wieder die Pferde wechselten, gelang es mir durch zeitgemäße Anlage eines Silberdollars, den ich einem neuen Rosselenker heimlich in die Hand drückte, einen Platz neben ihm auf dem Bock zu erlangen, wo ich gegen das Herabfallen einigermaßen gesichert war. Als jener die Zügel und die lange Peitsche ergriff, erzählte er mir mit Stolz, daß er, als der anerkannt zuverlässigste Fuhrmann unter seinen Kollegen, diese Kutsche über die gefährlichste Strecke der Straße bis nach Hangtown fahren müsse. Lächelnd fügte er hinzu, daß

schon sieben „Stages“ dort an verschiedenen Stellen die Bergabhänge hinuntergestürzt seien, ehe man ihm diesen Posten anvertraute. Er habe bis jetzt immer Glück gehabt; übrigens könnte niemand öfters als einmal im Leben den Hals brechen!

Diese Fahrt in halbdunkler Nacht über die Sierra Nevada, wobei die „Stage“ oft über Steine und Baumstümpfe dahin tanzte, als ob alles an ihr kurz und klein brechen müßte, war eine zweifach verbesserte Auflage meiner vorhin geschilderten Reise über den Hennes-Paß. Der Kutscher flößte mir aber durch seine Kunst und Kaltblütigkeit so viel Vertrauen ein, daß ich bei dieser wilden Fahrt kaum an die damit verbundene Gefahr dachte. An abschüssigen Stellen benutzte er den Hemmschuh, von dessen Hebel er den rechten Fuß fast nie entfernte, mit staunenswerter Geschicklichkeit, indem er den schweren Wagen abwechselnd gleiten und hinrollen ließ; um die vielen kurzen Biegungen der Landstraße wirbelte er die Kutsche förmlich herum, indem er unser wildes Sechsgespann dort sicherheitshalber — damit der Wagen nicht aus dem Gleichgewicht käme — zu noch größerer Eile antrieb. Durch den mich oft fast erstickenden Staub konnte ich mitunter in die schwarz neben uns aufgähnenden Abgründe hinabblicken, wo mächtige Felsblöcke an den Abhängen lagen, und von wo das Tosen der Berggewässer herauftönte.

Halbgerädert langte ich um Mitternacht, nach einer Fahrt von 106 engl. Meilen (170 km) in dem hellerleuchteten Hangtown an, wo große Freudenfeuer, zu denen Holzkisten, Scheite und Baumklötze den Brennstoff lieferten, an allen Straßenecken prasselten und Funkenschwärme hoch in den nächtlichen Himmel steigen ließen. Die ganze Bevölkerung dieser wilden Minenstadt befand sich noch auf den Beinen, und es herrschte dort wegen des Wahlergebnisses die größte Aufregung. Ich hatte aber nicht lange Zeit, mich umzusehen, denn bald fuhren sechs frische „Stages“ vor, um unsere Ladung von Silberbarren, Gepäck, Postsäcken und anderthalb hundert Washoefahrern aufzunehmen und weiter zu befördern. Im Gedränge des Einsteigens eroberte ich mir einen Platz im Innern einer Kutsche zwischen zwei Damen, wo ich, sanft gebettet, bald entschlummerte und erst wieder erwachte, als

wir bei Tagesanbruch am Bahnhofe in Folsom hielten. Nachdem ich mich von dem fingerdicken Staube, der mir als echtem Washoe-Fahrer das Aussehen eines versilberten Mannes gab, einigermaßen gereinigt hatte, setzte ich meine Reise mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach Sacramento fort. Auf dem prächtigen Dampfer Yosemite fuhr ich alsbald weiter dem Goldenen Thore entgegen und erreichte San Francisco spät in der Nacht mit frohem Herzen. —

Seit dieser meiner ersten Reise nach Washoe sind mehr als dreiundeinhalb Jahrzehnt vergangen. Mehrere Male bin ich seitdem in Virginia City gewesen. Ich habe die berühmte Silberstadt in ihrem höchsten Glanze gesehen und zur Zeit ihres tiefsten Verfalls; aber mein erster Besuch hat sich mehr als alle anderen meinem Geiste eingeprägt. Die Erinnerung an meine ruhmvollen Errungenschaften in Washoe als Gründer des Opera-Hotels hat mich einigermaßen für den erträumten Sack voll Gold entschädigt, den ich ebensowenig aus Nevada wie Herr Urian aus Mexiko geholt habe.

Californische „Drummer“ im Trinksalon des Grafen Litho.

An einem neblichten Herbstabende des Jahres 188* hatte sich in dem an der Geary-Straße in San Francisco von dem Grafen Litho eröffneten nagelneuen Trinksalon eine heitere Gesellschaft zusammengefunden. Ab und zu erscholl der dumpfe Ton des Dampfhorns von der Ziegeninsel herüber, der den Fährbooten den richtigen Weg über die in Nebel eingehüllten Gewässer der Bai andeutet, während vor der weitgeöffneten Thür alle paar Minuten ein Wagen der Drahtseilbahn mit Geklingel vorüberrollte. In dem prächtigen, elektrisch erleuchteten Raume drängten sich eine Menge Amerikaner an dem mit blitzenden Karaffen und Gläsern ausgestatteten Trinkstand, liebäugelten mit ihren werten Personen in dem riesigen, goldumrahmten Spiegel und gossen auf Kosten dieses oder jenes freigebigen Bürgers Cocktails, Coblers, Whisky-Pünsche, Brandy-Smashes und ähnliche vortreffliche Nationalgetränke die Gurgel hinunter, oder sie verschanzten ihre Magen mit kaltem Imbiß am kostenfreien „Lunch“-tische. Die anderen zahlreichen Tische waren von stets durstigen Germanen dicht besetzt, die sich an Pilsener, Anheuser und heimischen Bieren oder an californischem Wein erfrischten und oft auf den glücklichen Erfolg des neuen Trinklokals anstießen.

Der Graf Litho, der eine große Diamantnadel auf dem gestickten Hemdebusen trug und mit seinen schlanken Fingern, auf denen nicht weniger als neun kostbare Ringe prangten, eine mit allerlei gewichtigen Zierraten behängte dicke Goldkette auf der Weste hin und her baumeln ließ, spazierte würdevoll im Saale auf und ab. Gelegentlich schnauzte er einen Kellner an, oder er

unterhielt sich herablassend mit den Gästen und dankte ihnen, wenn sie ihn hoch leben ließen. Der stattliche schöne Herr war ursprünglich ein Lithograph und hatte dies Wort in Graf Litho umgewandelt, unter welchem vornehmen Namen er eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden war. Niemand kannte seinen Familiennamen, und fast alle Bewohner der großen Goldstadt hielten ihn für einen in der Wolle gefärbten echten Grafen.

Der Graf nahm nach einer Weile an einem großen Ecktisch Platz, an welchem bereits ein Dutzend Handlungsreisende saßen, die in Amerika den bezeichnenden Namen Drummer (Trommler) führen. Die Herren Drummer redeten mit schallendem Gelächter von den Großthaten, die sie an ihren Kunden verübt hatten; dabei vertilgten sie eine Unmasse von Getränken und rauchten feine Havanna-Cigarren auf Kosten ihrer abwesenden Prinzipale. Es waren Drummer in Ellenwaren, fertigen Kleidern, Stiefeln und Schuhen, Uhren und Juwelen, die dort sorgenlos kneipten. Alle waren sie, wie der Graf, mit Diamantnadeln, Ringen und dicken goldenen Uhrketten geschmückt.

Hallo, Graf! — so redete diesen ein wohlbeleibter Stiefel-Drummer an, den eine hochgeschwungene Nase auszeichnete und der den ungewöhnlichen Namen Kohn führte — Hast dich seit dem Krach wieder heraufgerappelt? Glücklich in „Stocks" (Minenwerten) spekuliert? eh! —

Der Graf würdigte den vorlauten Kohn keiner Antwort und redete, indem er geschickt mit den Fingern einen Walzertakt an der Tischkante trommelte, die Gesellschaft insgesamt an: Die Herren haben sich wohl Geschichten erzählt? Wenn einer oder der andere von Ihnen noch was Nettes zu berichten weiß, so traktiere ich die Gesellschaft, und wenn's was zu lachen giebt, so soll's mir heute am Eröffnungsabende meines neuen Lokals auch auf Sekt nicht ankommen.

Donnerwetter! — rief Kohn — da will ich gleich meine Erfahrung mit dem verdammten Yankee Jim Smith in Hangtown zum besten geben, den ich zu Tode geärgert habe. Aber der Sekt muß bald kommen, denn die Kehle wird mir vom lauten Reden immer gleich trocken.

Graf Litho rief: Baron! eine Flasche Mumm kalt stellen! —

Redet jemand in San Francisco einen Kellner Baron an, so ist dies selbstverständlich der Baron Erwin de Rossi. Der Herr Baron ist nicht nur der vornehmste Serviettenschwinger in der großen Goldstadt, er ist auch ein Kollege von Booth und Dawison. Spielt er gelegentlich vor einem gewählten deutschen Publikum den Faust, so ist dies allemal ein Ereignis. Faust kassiert das Eintrittsgeld für diese einmal im Jahre stattfindenden Mustervorstellungen selber ein, und zwar in Kostüm, und er verfehlt nicht, hervorragende Deutsche mit Freikarten zu beglücken. Bemerkenswert ist der Anzug des Faust: Frack mit roter Kamelie im Knopfloch, eine weit ausgeschnittene weiße Weste mit vergoldeten Knöpfen und hervorleuchtendem blutroten Unterfutter, Kanonenstiefel, ein Hemdebusen mit breiten Spitzen, in dem ein halbes Dutzend falsche Diamanten, so groß wie Haselnüsse, prangen, und eine gleichfalls mit einem Kohinur geschmückte weiße Halsbinde. Da der Baron der Tragödie ersten Teil ganz allein aufführt, so werden die Helden, die er anredet, durch Rohrstühle kenntlich gemacht. Der alte Kaiser Wilhelm und Bismarck nehmen dabei hervorragende Rollen ein. Packend ist die Scene auf dem Blocksberg. Der Baron ahmt darin das Geheul der Hexen nach und giebt einen indianischen Geistertanz zum besten, der stets eines donnernden Beifalls sicher ist. Daß der Baron sich den berühmtesten Mimen der Gegenwart mindestens gleich erachtet, leidet nicht den geringsten Zweifel. Nahm er doch eine Photographie des Schauspielers Friedrich Haase mit dessen Unterschrift und hinzugefügter Widmung im guten Glauben als Original- und Freundschaftsangebinde seines geschätzten Kollegen herablassend an!

Der Ulk, den das Publikum während einer jener Faust-Vorstellungen treibt, ist ebenso unsinnig, wie das Pathos des großen Mimen erhaben ist. Selten läßt er sich durch die vielen Unterbrechungen stören. Mitunter wird der sonst sehr gutmütige Baron aber unangenehm. Es ist z. B. vorgekommen, daß der über die vielen schlechten Witze des Publikums erboste Faust plötzlich den Schniepel auszog und von der Bühne hinuntersprang,

mit der Drohung, jeden niederzuschlagen, der sich erfreche, ihn einen schlechten Schauspieler zu nennen. Dementsprechend sind auch die reich illustrierten fußlangen Einladungszettel abgefaßt, z. B. so: Faust!! Erster Teil! — Ich verspreche den 500 gebildeten Deutschen (denn mehr haben wir nicht in San Francisco) einen wahrhaft fürstlichen Kunstgenuß!! — Zwar wird es an gehässigen Angriffen nicht fehlen (der Pöbel verhöhnt, was er nicht versteht: Faust). — Knurre nicht! Deutscher Pudel! —

Der Baron machte eine vornehme Verbeugung vor dem Grafen Litho und sagte nur: All right! — Nach kurzer Pause begann Herr Kohn seine Erzählung von dem Yankee Jim Smith in Hangtown, den er zu Tode geärgert, folgendermaßen:

Jeder der Herren weiß, wo das alte Minennest Hangtown, das heutige Placerville, liegt. Ich hatte vor ungefähr dreißig Jahren in jenem Platze, der damals recht lebendig war, obgleich er heute keinen Schuß Pulver wert ist, verdammt gute Geschäfte in langen Gummistiefeln gemacht. Seit jener Zeit scheue ich den Ort wie der Teufel das Weihwasser, weil Jims Geist mir dort begegnen könnte. Ehe ich von dort abreiste, kehrte ich noch im City-Hotel ein, um mich mit einem Imbiß für die Fahrt nach Sacramento zu stärken. Ich fragte den Wirt, der mager wie ein Zahnstocher war und Jim Smith hieß, was er mir Gutes auftischen könnte. Speck und Bohnen ist alles, was wir haben, Fremdling, erwiderte der langhalsige Yankee, der ein wahres Geiergesicht zur Schau trug und aussah, als ob er in achtundvierzig Stunden keinen warmen Löffel im Leibe gehabt hätte. Obgleich ich nun nicht gerade auf Speck und Bohnen versessen bin, wollte ich doch meinen knurrenden Magen etwas beruhigen und bestellte also dies schöne Gericht. Ein Chinese, der auf Filzschuhen unhörbar wie ein Kater in der Stube herumschlich, hatte den Tisch bald mit seiner Schürze rein gewischt und stellte darauf eine gelbe Thonschüssel mit Speck und Bohnen. Ich langte mit dem Blechlöffel und mit der eisernen Gabel tapfer zu, das heißt, ich verzehrte die Bohnen, ohne mich an dem ranzigen Speck zu vergreifen, und goß schließlich noch einen guten Schluck Whisky hinter die Krawatte.

Wie viel bin ich schuldig? fragte ich Smith, als ich mit dem Bankett fertig war. Anderthalb Dollar für Speck und Bohnen und einen Quarter für den Schnaps, Fremdling — erwiderte Jim, während der Chinese den Mund zum Lächeln schief zog. Ein schauderhafter Preis für Speck und Bohnen! rief ich entrüstet, worauf der Yankee trocken antwortete: So viel kostets in Hangtown! — Wütend warf ich einen großen Silberdollar und drei Quarters auf den Tisch und rief wild: Das werde ich dir schon einsalzen, alter Junge! ranzte den schlitzäugigen Mongolen an, daß ich mir sein verdammtes Lächeln verbäte — — und reiste ab.

Während der Fahrt nach Sacramento kam mir der niederträchtige Yankee nicht aus dem Sinn; aber es fiel mir nichts Gescheites ein, wie ich mich an ihm rächen könnte. Als ich mich am nächsten Morgen im Hotel „Zum goldenen Adler" in Sacramento mit Buchweizenpfannkuchen und Ahornsyrup für den Speck und die Bohnen in Hangtown entschädigte, verbrannte ich mir fast den Schlund mit einem heißen Stück Pfannkuchen, denn es war mir plötzlich etwas Gescheites eingefallen. Kohn! — sprach ich zu mir selber, nachdem ich den heißen Bissen glücklich hinunter gewürgt hatte — der Gedanke war gut!

Gleich nach dem Frühstück ging ich aufs Telegraphenamt und sandte eine Drahtnachricht ab, und zwar mit der Notiz, daß der Empfänger dafür bezahlen würde, was zu damaliger Zeit, da der Adressat als Wirt eine verantwortliche Person war, von keinem Telegraphenbeamten beanstandet wurde. Die Depesche lautete:

Jim Smith,

City-Hotel in Hangtown.

Ein schauderhafter Preis für Speck und Bohnen!

Kohn.

Während der nächsten sechs Wochen sandte ich nicht weniger als dreißig Telegramme desselben Inhalts aus dreißig verschiedenen Städten in Californien, Nevada und Oregon an Jim Smith nach Hangtown, stets mit dem Auftrag, die Gebühren beim Empfänger

einzukassieren — was auch geschah. Von einem Kollegen erfuhr ich nach einiger Zeit, daß Jim aus Ärger über die Telegramme und das schöne Geld, das er fast täglich dafür zu zahlen hatte, bereits halb verrückt geworden sei — was mich unbändig freute. Öfters hatte er sich geweigert, eine Drahtnachricht anzunehmen, that es aber schließlich doch, da möglicherweise eine wichtige Botschaft darin enthalten war. In Hangtown waren die Speck-und-Bohnen-Telegramme bereits Stadtgespräch und die Telegraphenjungen machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, den filzigen Smith durch Beileid zu ärgern.

Einmal erhielt er ein Telegramm aus Virginia City im Staate Nevada, das er mit einem wilden Fluch zurückwies, weil er bereits am selben Tage für ein Speck-und-Bohnen-Telegramm, das ebendaher kam, bezahlt hatte. Als er die Drahtnachricht nach einigen Tagen doch noch in Empfang nahm, stellte es sich heraus, daß ihm darin sein Makler dringend geraten hatte, zweihundert Aktien der Ophirmine, die sein Eigentum waren, möglichst schnell loszuschlagen, weil dieselben sicher bald bedeutend im Preis fallen würden. Weil Smith dies Telegramm zu spät beantwortete, verlor er rund fünftausend Dollars!

Als ich nach einem halben Jahr wieder in Hangtown lange Gummistiefel verkaufte, hörte ich, daß Jim Smith vor vier Wochen an einem Leberleiden gestorben sei.

Ich will noch erwähnen, daß Smiths Witwe, die am Tage nach meiner Abreise von Hangtown auf den Kirchhof ging, um einen Blumenkranz auf Jims Grab zu legen, dort mit Entsetzen ein auf dem Grabhügel aufgepflanztes Brett gewahrte, worauf mit Kreide die Worte geschrieben waren: Ein schauderhafter Preis für Speck und Bohnen!

Kohn! — rief Graf Litho — die Geschichte ist gut und ich will den Sekt dafür nicht schuldig bleiben; aber das Brett mit der häßlichen Inschrift hätten Sie nicht auf Jims Grab stecken sollen! — Wer sagt Ihnen, Graf! — erwiderte Kohn trocken — daß ich es gethan habe? — Was ist daran gelegen! riefen die Zechbrüder laut durcheinander. Dem Hallunken von einem Yankee ist doch recht geschehen!

Während die Herren Drummer sich noch mit dem Grafen Litho stritten, ob Kohn ehrenhaft gehandelt hätte oder nicht, trat der Baron de Rossi, eine in eine weiße Serviette eingehüllte Flasche Mumm im Arm und eine mit Kelchgläsern dicht besetzte japanische Platte geschickt auf der linken Hand im Gleichgewicht haltend, mit ausgezeichneter Höflichkeit an den Tisch, entledigte sich behutsam seiner Last, ließ den Pfropfen von der goldbekappten Flasche an die Decke fliegen und füllte die Krystallpokale mit dem überschäumenden Rebensafte, der die aufgeregten Gemüter schnell wieder in eine freundliche Stimmung versetzte.

Wer erzählt jetzt etwas recht Lustiges? so erschollen die Stimmen laut durcheinander. Wenn Euer Gnaden, Herr Graf, mich auch mit einer Flasche Mumm zu belohnen geneigt sein sollten, so möchte ich gern der nächste Erzähler sein! — so ließ Herr Kupferschmidt sich vernehmen, ein stämmiger Mann mit gerötetem Gesicht und goldblondem Backenbart, der den Ruf des geriebensten Drummers in San Francisco hatte, obgleich man ihn nach seiner äußern Erscheinung eher für einen ehrsamen Squire hätte halten mögen. Graf Litho nickte bejahend zu und gab dem Baron den Auftrag, eine zweite Flasche Mumm kalt zu stellen. Kupferschmidt leerte sein zweites volles Glas auf einen Zug, streichelte seinen langen goldigen Backenbart und begann seine Erzählung in fließender Sprache folgendermaßen:

Ich kam, meine Herren, bereits im Jahre 1854 aus Boston nach dem sonnigen Goldlande und war damals kaum halb ausgewachsen, ein dünnes Kerlchen, aber mit einem offenen Kopf. Mein Papa — Gott habe ihn selig! — gab mir seinen Segen und dreihundertfünfzig billige Yankee-Wanduhren als Erbteil mit auf die Reise, und bezahlte auch für meine Fahrt auf einem schönen Klipper ums Kap Horn bis nach Frisco.*) Zunächst mußte ich hier meine Wanduhren los werden, die mir ein Dorn im Auge waren. Aber niemand wollte sie mir in San Francisco für einen ehrlichen Preis abkaufen. Ich reiste deshalb als Yankee-Clock-Pedler mit fünfzig Wanduhren ins Land, um

*) Frisco, Abkürzung für San Francisco.

dort mein Glück zu versuchen. Nie in meinem Leben habe ich mehr geflucht, als während der sechs Wochen, die vergingen, bis ich die fünfzig Wanduhren verschachert hatte. Den einzig wirklich guten Handel machte ich mit drei Farmern in der Nähe von Milpitas, das bekanntlich das californische Krähwinkel ist, indem ich jedem derselben drei Wanduhren aufhalste. Die Sache spielte sich so ab:

Als ich dem ersten der drei Biedermänner mit Ach und Krach eine Wanduhr für fünf Dollars aufgeschwatzt hatte (der gewöhnliche Preis war drei Dollars!), fragte ich ihn, ob er mich nicht bei einigen seiner Nachbarn empfehlen wollte, die möglicherweise auch Wanduhren nötig hätten. Er erwiderte, daß seine beiden Brüder, die wie er Farmer seien und ebenfalls in der Nähe von Milpitas wohnten, noch keine Wanduhren besäßen, und daß jeder von ihnen gern eine solche kaufen möchte. Erst gestern hätten sie ihm dies mitgeteilt. Ich überredete ihn nun, da meine Zeit sehr beschränkt sei, für jeden seiner beiden Brüder auch gleich eine Wanduhr zu kaufen, die er ihnen ja bei Gelegenheit zustellen könne. Abgemacht! — Selbstverständlich hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als den beiden Brüdern auch kurz nacheinander mit meinem Wagen einen Besuch abzustatten. Gegen diese erwähnte ich kein Wort von meinem vorteilhaften Geschäft mit dem Bruder Nummer eins, und es gelang mir ohne sonderliche Mühe mit jedem derselben denselben Handel wie mit jenem abzuschließen. Auf diese einfache Weise ward ich bei Milpitas neun Wanduhren an die drei vortrefflichen Brüder für fünf Dollars das Stück los.

Ein homerisches Gelächter belohnte Kupferschmidt für diesen genialen Streich. Welch lange Gesichter die drei Brüder wohl gemacht haben, als sie sich am nächsten Sonntage in der Methodistenkirche in Milpitas trafen, und jeder Bruder den beiden andern kund that, er habe je eine Wanduhr für sie gekauft! — Das ist noch gar nichts! fuhr Kupferschmidt fort. Für diese Erzählung beanspruche ich keine Flasche Mumm vom Grafen. Der Hauptwitz kommt erst! — Nachdem er seine etwas rauh gewordene Kehle mit einem frischen schäumenden Labetrunk wieder geschmeidig gemacht hatte, fuhr er folgendermaßen fort:

Kupferschmidt! sagte ich mir — es giebt leider nur ein Milpitas im Goldlande! Sonst sind dir die Californier viel zu klug, und du wirst in diesem gottgesegneten Staate die übrigen dreihundert Yankee-Wanduhren nicht in drei Jahren los! — Der mir so glatt gelungene Handel mit den neun Wanduhren brachte mich aber auf einen glücklichen Gedanken. Ich heckte nämlich den Plan aus, zweihundertneunundneunzig Wanduhren zweimal zu verkaufen; und das machte ich so:

Zunächst reiste ich mit meinen übrig gebliebenen dreihundert Wanduhren auf einem Dampfer nach der Stadt Portland in Oregon und von dort ins Land der Webfeet, der sogenannten Schwimmfüßler, die bekanntlich infolge des unaufhörlichen Regens Schwimmhäute zwischen den Zehen haben und die dümmsten Menschen an der Küste des Stillen Meeres sind. Um aber nicht selber Schwimmhäute zwischen den Zehen zu bekommen, reiste ich im Sommer nach Oregon, zu welcher Zeit es dort nicht viel mehr regnet als zur Regenzeit in Frisco.

In Portland mietete ich mir einen mit zwei ruppigen Kei-uhs-Ponies*) bespannten Wagen, auf welchem die dreihundert Wanduhren ein Unterkommen fanden und durch ein Segeltuch vorm Regen geschützt waren, und dann fuhr ich von Farm zu Farm durch die reichen Thäler im westlichen Oregon nach Süden. Die biederen Schwimmfüßler waren in der That ziemlich einfältige Leute; von Wanduhren verstanden sie nicht mehr wie ihre Kühe vom Sonntag! Fast jedem Farmer, bei dem ich vorsprach, schwatzte ich mit Leichtigkeit eine Wanduhr zum Preise von fünf bis sechs Dollars an, ungefähr das Doppelte, was mir die klugen Californier, mit Ausnahme der drei Bauern bei Milpitas, dafür gezahlt hatten. Als Regel machte ich mich zuerst hinter die Farmersfrau, sagte ihr die dümmsten Schmeicheleien, kniff das Baby in die Backen, ließ die jüngeren schmutzigen Bengel auf meinen Stiefeln reiten, spielte den älteren nichtsnutzigen Rangen

*) Die Kei-u-ses sind ein Indianerstamm, der im unteren Stromgebiete des Columbia seine Sitze hat. Die kleinen, häßlichen Pferde dieser Indianer nennt man im Nordwesten allgemein Kei-uhs-Ponies.

was auf der Maultrommel vor, streichelte den kleinen schmierigen Mädchen die Flachshaare u. s. w. Dann hatte ich bei dem old man gewonnenes Spiel!

Bei jedem „Webfoot", dem ich eine Wanduhr verkauft hatte, zeichnete ich, ehe ich weiter fuhr, mit Kreide einen Ochsenkopf an die Stallthür, schrieb auch den Namen des Farmers und das County, in welchem er wohnte, in mein Notizbuch, damit ich den Platz nach längerer Abwesenheit sicher wiederfinden konnte. Aus jeder Wanduhr nahm ich aber, ehe ich sie im Wohnzimmer neben wunderschönen Bildern von Faustkämpfern und Pferderennen, von Washington, Barnum und andern Berühmtheiten Amerikas an die Wand hing, einen kleinen Stift heraus, so daß sie nach vierundzwanzig Stunden unbedingt stehen bleiben mußte und nicht mehr zum Laufen zu bringen war. Auf diese Weise tauschte ich in etwa drei Monaten zweihundertneunundneunzig Wanduhren für schönes Hartgeld ein und hatte während dieser Zeit fast gar keine Unkosten, da ich die Naturalverpflegung und nächtliche Unterkunft für mich und die Ponies ohne sonderliche Mühe umsonst erhielt.

Ich befand mich jetzt so an dreihundert englische Meilen (483 km) südlich von Portland, nicht weit von der californischen Grenze und in einer hübschen Gegend. Dem Wagen, worin sich die letzte Wanduhr befand, und den ruppigen Kei-uhs-Ponies verschaffte ich bei einem Obstbauern ein billiges Unterkommen, und dann ging ich zwei Wochen lang fischen. Als die Zeit um war und die Forellen, die ich jeden Tag dreimal aß, mir nachgerade zum Halse heraushingen, setzte ich mich wieder auf den Wagen und fuhr zunächst zu dem wohlhabenden Farmer, dem ich die Uhr Nummer zweihundertneunundneunzig verkauft hatte.

Der Farmer sah mich schief an, als ich ihn leutselig fragte, wie die Uhr ginge. Das verdammte Yankee-Ding, erwiderte er giftig, blieb schon am nächsten Tage stehen, und der Deibel kann es nicht wieder in Gang bringen! — Ich bedauerte dies außerordentlich, guckte in die Wanduhr hinein, schüttelte dieselbe tüchtig, stellte sie auf den Kopf und sagte schließlich, es scheine allerdings an dem Werke etwas nicht ganz in Ordnung zu sein. Freundlich

erbot ich mich, die Uhr nach Portland mitzunehmen, den Fehler dort auf meine Kosten von einem tüchtigen Uhrmacher ausbessern zu lassen und sie ihm dann zurückzuschicken. Hierauf wollte sich der Bauer nicht einlassen, da er wahrscheinlich befürchtete, er würde in dem Fall die Wanduhr niemals wiedersehen. Schließlich sagte ich ihm, es befände sich noch eine Wanduhr in meinem Wagen, die letzte von meinem Vorrat, die aber den doppelten Wert von der seinigen und ein ganz vorzügliches Werk hätte. Gern wollte ich ihm den Gefallen thun, diese Uhr für die in Stillstand geratene umzutauschen; er brauche mir nur den Unterschied im Preise zu zahlen. Mit diesem uneigennützigen Vorschlag war der Mann einverstanden. Er erhielt genau dieselbe Wanduhr, wie die erste, und zahlte nur noch einmal dafür. Mit vielem Dank seinerseits und mit herzlichem Händedruck schieden wir voneinander.

Als ich weiter fuhr, brachte ich unterwegs die Wanduhr Nummer Zweihundertneunundneunzig schnell in Ordnung, indem ich den Stift wieder in das Werk einsetzte. Dann begab ich mich zu meinem Kunden Nummer Zweihundertachtundneunzig und wiederholte bei diesem das Austauschgeschäft, — genau so, wie das erste Mal. Auf diese einfache Weise verkaufte ich, indem ich auf der Rückreise bei jedem biederen Farmer nochmals einkehrte, sämtliche zweihundertneunundneunzig Wanduhren zweimal und heimste von jeder Uhr durchschnittlich zehn Dollars ein: gewiß ein anständiges Geschäft! — Als ich nach Portland zurückkehrte, hatte ich nur noch die Wanduhr Nummer eins von den dreihundert übrig, die heute, zur Erinnerung an jene meine erste, so ruhmvoll verlaufene Reise ins Land der Schwimmfüßler, in meinem fein möblierten Schlafzimmer in San Francisco an der Wand hängt.

Ein jubelndes Gelächter erscholl, als Herr Kupferschmidt seine Erzählung beendigt hatte, der sich stolz in seinen Stuhl zurücklehnte, die Füße auf die Tischkante streckte und wohlgefällig seinen goldigen Backenbart streichelte. — Kupferschmidt! rief Graf Litho — ich bewundere Sie! Für so gerieben habe ich Sie doch nicht gehalten! — Er winkte dem Baron und gab

diesem den Auftrag, noch zwei Flaschen Mumm kalt zu stellen. Bald darauf machte die zweite goldbekappte Flasche Sekt ihr Erscheinen, der Baron füllte die Kelchgläser aufs neue, und mit dreimaligem Hip, Hip, Hurra! wurde der perlende Rebensaft auf Kupferschmidts Wohl hinter die Binde gegossen.

Die Gesellschaft wurde mit jeder Minute lärmender und man stritt sich lange herum, ob dem Herrn Kohn oder dem Herrn Kupferschmidt die Siegespalme gebühre. Die andern anwesenden Drummer gaben alsdann der Reihe nach die unglaublichsten Geschichten aus ihrem ereignisvollen Leben zum besten, während ein halbes Dutzend Flaschen Mumm auf Rechnung des Grafen ihren kostbaren Inhalt in die durstigen Kehlen entleerten; aber keiner jener wunderbaren Berichte vermochte sich mit den vorhin erzählten geschäftlichen Großthaten der beiden berühmten Drummer zu messen. Der Graf Litho war entschieden dieser Meinung; der Baron Erwin de Rossi aber, der gleichfalls aufmerksam zugehört hatte, erlaubte sich noch die Bemerkung, daß die hochgeschätzten Herren Kohn und Kupferschmidt sich in seiner Schule schnell zu dankbaren Heldenrollen im Faust herausbilden könnten.

Der Türke Lazarus.

Die Geheimpolizei in San Francisco besitzt einen Vorgesetzten, der sich weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus einen gefürchteten Namen verschafft hat. Ein scharf ausgeprägter Spürsinn und eine jeglicher Gefahr trotzende Kühnheit zeichnen den Kapitän Lees (sprich: Lies — dies ist der Name des berühmten Geheimpolizisten) in einem ungewöhnlichen Grade aus. Es ist eine Seltenheit, wenn ein noch so abgefeimter Spitzbube, der das Feld seiner Thätigkeit nach Californiens Handelsmetropole verlegt hat, den Händen des Kapitän Lees entgeht. Bankräuber, die in den östlichen Großstädten Amerikas ein erfolgreiches Geschäft betrieben hatten, fallen ihm in San Francisco fast ohne Ausnahme zum Opfer. Ein berühmter Zertrümmerer von stählernen Geldschränken aus New York, der gleich bei seinem ersten wohldurchdachten Angriff auf eine hiesige Bank in einen ihm von Lees gelegten Hinterhalt geriet und infolgedessen zu einem Lehrgang im Nähen von Jutesäcken auf die Dauer von zehn Jahren im californischen Staatszuchthause verurteilt wurde, bemerkte mißmutig in offener Gerichtssitzung: Es sei eine Schande, in einem westlichen Neste von einem Hündchen aus der Provinz eingefangen worden zu sein! — eine Äußerung, auf welche der Kapitän mit Recht stolz war.

Der Türke Lazarus rechnete auch nicht auf Lees, als er seine kleinen geschäftlichen Unternehmungen mit den Juwelieren in San Francisco zum Abschluß brachte. Lazarus war seines Zeichens ein Hausierer in Goldwaren und Edelsteinen, von dem ich in meiner Stellung als Großhändler in Diamanten aus Golkonda und im Vertrieb der versetzten Juwelen der Exkaiserin

Eugenie manchen ehrlichen Dollar eingeheimst hatte. Da er prompt für seine Einkäufe zahlte, so bediente ich ihn stets mit besonderer Zuvorkommenheit, obgleich sein als Schußwaffe eingerichteter eiserner Spazierstock und ein schmales Dolchmesser, mit dem er gelegentlich seine Zähne stocherte, nicht sehr einladend aussahen.

Lazarus behauptete von französischen Eltern im Orient abzustammen und redete ein so erbärmliches Englisch mit französischem Accent, daß ich keine Ursache hatte jene Angabe zu bezweifeln. Öfters erzählte er von Konstantinopel, in welcher Stadt er früher gelebt hätte und wo sein Papa Bankier sei, weshalb wir ihn einen Türken nannten. Er war ein schmächtiges Kerlchen, geschmeidig wie eine Tigerkatze. Mit seinen glänzenden schwarzen Augen, der bräunlichen Hautfarbe und dem kohlschwarzen Haar sah er einem Orientalen auffallend ähnlich.

Eines Tages (im Sommer 1877) ersuchte mich Lazarus, einen in französischer Sprache geschriebenen Brief zu lesen, den er soeben empfangen hätte. Am Kopfe des Briefbogens stand sauber gedruckt: Ottoman-Bank Konstantinopel; der Poststempel auf dem fremdländisch aussehenden Briefumschlag, welcher gegen die Pest durchlöchert war, zeigte ebenfalls den Namen der türkischen Hauptstadt. Der Poststempel war etwa fünf Wochen alt, was mit der Zeit stimmte, in welcher damals ein Brief aus Konstantinopel nach San Francisco gelangen konnte. Das geschäftsmäßig abgefaßte Schriftstück trug die Unterschrift: Lazarus, Präsident der Ottoman-Bank, — der darin die Mitteilung machte, er habe die Summe von 25 000 Franken an den Bankier Belmont in New York übertragen, welches Geld seinem Sohne zur Verfügung stände, um damit seine Schulden zu bezahlen und sodann in die Arme seines Vaters zurückzukehren. Lazarus der jüngere vertraute mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß er gar nicht daran denke, San Francisco zu verlassen; auch habe er keine nennenswerten Schulden, die er seinem Papa nur deshalb so hoch angegeben, damit derselbe mit einer möglichst großen Summe herausrücke. Mit dem Gelde beabsichtige er ein Juwelengeschäft in dieser Stadt zu gründen. Dem Bankier Belmont

habe er bereits geschrieben, jener solle ihm die 25000 Franken durch einen Wechsel übermitteln. Den nötigen Warenvorrat wolle er in meinem Geschäft kaufen, da er großes Vertrauen in mich setze. Ich war natürlich ganz mit diesem Plan einverstanden und versprach ihm, ihn auf das Redlichste zu bedienen, betonte auch dabei, daß das Leben in einer lustigen Stadt, wie San Francisco, einem Dasein unter den langweiligen Muselmännern bei weitem vorzuziehen sei.

Eine Woche verging, ehe sich Lazarus wieder bei mir sehen ließ. Auf meine Anfrage, ob der Wechsel aus New York bereits angelangt sei, erwiderte er, daß er das Geld erst in acht Tagen erwarte. Diesmal hätte er mich aufgesucht um mich zu bitten, ihm einige Diamantringe und hübsche Schmucksachen aus Goldquarz auf „Kommission“ anzuvertrauen. Ein Bekannter von ihm würde morgen Hochzeit halten, ein reicher Spanier aus Barcelona, dem er höchstwahrscheinlich mehrere wertvolle Stücke als Geschenk für dessen Braut, eine bildschöne Mexikanerin, verkaufen könne. Mein orientalischer Freund sah so grundehrlich aus, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihm die ungewöhnlich große Menge kostbarer Juwelen zu verweigern, zumal ich seine Kundschaft und den Handel mit dem Wechsel durch einen abschlägigen Bescheid zu verlieren befürchtete. Der Türke wählte sorgfältig einige Diamantringe und Schmucksachen im Werte von etwa sechshundert Dollars aus, mit dem Versprechen, mir bis übermorgen Mittag entweder den ausbedungenen Preis dafür zu zahlen, oder die Waren zurückzugeben, worauf er sich freundschaftlich verabschiedete.

Übermorgen kam, aber der Türke stellte sich nicht bei mir ein. Als ich mich in seiner Wohnung nach ihm erkundigte, erfuhr ich, er sei bereits vor zwei Tagen abgereist, — wohin, das wußte man mir nicht zu sagen. In seinem Zimmer stand nur ein kleiner eiserner Geldschrank; aber ich hätte darauf schwören mögen, daß weder die 25000 Franken vom Bankier Belmont noch meine schönen Schmucksachen darin verborgen waren.

Schlechte Nachrichten reisen bekanntlich mit Extrapost. Als ich nach meinem Geschäftsplatze zurückkehrte, hatten sich dort be-

reits ein halbes Dutzend Juweliere versammelt, die sich alle angelegentlich nach Lazarus erkundigten. Jedem derselben hatte er den Brief aus Konstantinopel gezeigt, und von allen hatte er ohne Mühe eine Menge Schmucksachen auf „Kommission“ erhalten, — zum Verkauf an den reichen Spanier aus Barcelona, für dessen wunderschöne Braut: im ganzen einen Wertbetrag von ungefähr viertausend Dollars. Die Sachlage war sonnenklar — der Türke hatte mit unseren Kleinodien französischen Abschied genommen. Als wir in seiner Wohnung die eiserne Geldspinde von einem Schlossermeister öffnen ließen, fanden wir darin nur ein Paar Brillen mit blauen Gläsern und einen Zettel, worauf die Worte standen: Herzlichen Gruß bei meiner schnellen Abreise! — Lazarus! —

Wir schmählich Betrogenen schworen dem abgefeimten Spitzbuben Rache, es koste was es wolle, und da ich in solchen Angelegenheiten mehr Erfahrung hatte als meine Kollegen, so erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, im Namen aller Beteiligten zu handeln. Ohne Zeitverlust setzte ich mich mit Kapitän Lees in Verbindung. Als ich mich vorstellte, überraschte er mich mit der Bemerkung, meine Person sei ihm längst bekannt, da er die Händler mit Uhren, Goldwaren und Edelsteinen ebenso wie die Pfandonkel stets scharf im Auge hielte. Der berühmte Kapitän that mir auf bittere Weise sein Beileid kund, nahm aber meinen Auftrag, er solle das Geld nicht sparen, um uns den Schurken vor die Klinge zu liefern, mit Wohlwollen entgegen. Zunächst wurde der Telegraph in Bewegung gesetzt. Polizeiagenten unterzogen alle Reisenden auf den Eisenbahnzügen nach Omaha, Oregon und Südcalifornien einer kritischen Musterung, und Herr Lazarus wurde den Sheriffs der bedeutenderen Landstädte in Californien, Oregon, Nevada, Utah und Arizona steckbrieflich empfohlen. Dann fand eine Prüfung der Namenliste von den Fahrgästen sämtlicher Dampfschiffahrts-Gesellschaften statt, deren Schiffe seit zwei Tagen den Hafen verlassen hatten, und alle Dampf- und Segelschiffe, die demnächst abfahren sollten, wurden genau durchsucht, um den Türken womöglich abzufassen: die Stadt San Francisco ward selbstverständlich nicht vernachlässigt, da er sich vielleicht

hier noch verborgen hielt: alles umsonst! Unser vielbegehrter Lazarus war und blieb verschwunden.

Es vergingen mehrere Wochen, da stellte sich ein Polizeibote bei mir ein, der mich ersuchte, schleunigst zu dem „Chef" zu kommen. Bald befand ich mich im Sanktum von Kapitän Lees. Dieser schob mir eine Drahtnachricht, die auf dem Tische lag, mit den Worten zu: Ich vermute, Colonel (aus Achtung nannte er mich Obrist), wir haben den Vogel gefangen!

Das Telegramm kam vom Sheriff des Städtchens Prescott im Territorium Arizona. Derselbe machte die Meldung, er habe einen gewissen Abraham, der eine Menge wertvoller Schmucksachen besäße, unter verdächtigen Umständen festgenommen. Von einem Juwelendiebstahl, der in San Francisco verübt wurde, hätte er bereits in den Zeitungen gelesen, und da ein Steckbrief, der sich in seinen Händen befinde, ziemlich gut auf Herrn Abraham zu passen scheine, so bäte er um eine möglichst genaue Angabe der entwendeten Schmucksachen, sowie um fernere Kennzeichen des Diebes.

Während Lees sofort die nötigen Angaben über die geraubten Pretiosen nach Prescott telegraphierte, suchte ich die anderen beschwindelten Goldwarenhändler auf, um womöglich ein körperliches Abzeichen des Türken ausfindig zu machen. Das Glück war uns günstig, denn einer meiner Kollegen hatte einmal mit jenem im Stillen Meere gebadet und bei dieser Gelegenheit die Narbe einer alten Schußwunde an dessen rechtem Oberarm wahrgenommen. Dieses Seebad sollte für den Türken verhängnisvoll werden, da der telegraphisch von der Narbe unterrichtete Scheriff in Prescott dieselbe richtig an der angegebenen Stelle vorfand. Auch die in Beschlag genommenen Juwelen stimmten mit den gestohlenen überein, und wir zweifelten nicht daran, daß Herr Abraham der Doppelgänger unseres verschollenen Freundes Lazarus sei.

Lees sandte nun sofort einen telegraphischen Befehl an den Sheriff nach Prescott: Dieser solle den Gefangenen so lange unter Schloß und Riegel halten, bis er ihn durch einen Polizeibeamten, der die nötigen Auslieferungspapiere mitbringen werde, abholen ließe. Die Requisition für den Körper von Lazarus

langte noch vor Abend aus Sacramento vom Governor des Staates California an, und bereits am folgenden Morgen begab ich mich mit einem Polizeibeamten, den ich auf den besonderen Wunsch des Kapitän Lees begleitete, auf die abenteuerliche Reise nach Prescott — eine Spritzfahrt von genau 1000 engl. Meilen (1610 km)! —

Daß eine Reise im Sommer von San Francisco nach Arizona nicht gerade eine Vergnügungsreise ist, möchte den meisten Lesern bekannt sein. In 32 Stunden fuhren wir auf der Südpacific-Eisenbahn über Los Angeles nach Fort Yuma (731 engl. Meilen — 1177 km von San Francisco), welches der heißeste Platz in Amerika ist. Die alte Anekdote von dem mexikanischen Caballero aus Fort Yuma, der bei seiner Ankunft im Reiche Satans dermaßen vor Frost zitterte, daß der Höllenfürst ihm aus Mitleid eine Wolldecke schenkte, kennzeichnet das herrliche Klima jener Gegend zur Genüge. Von diesem lieblichen Orte mußten wir 269 engl. Meilen (433 km) in einer elenden Postkutsche Tag und Nacht durch eine Sand- und Kactuswüste weiter nach Prescott fahren. Wenn ich sage, daß die Mahlzeiten in den Haltestellen, wo die Pferde gewechselt wurden, meistens nur aus Speck und Bohnen nebst schauderhaftem Kaffee bestanden, daß meine Haut auf Nase und Wangen sich schuppenartig abschälte und der Staub meine Kleider fingerdick bedeckte, so will das wenig heißen. Als ich mich nach einer Tag und Nacht unausgesetzt dauernden Reise von mehr als hundert Stunden in dem großen Wandspiegel einer feinen Schenke in Prescott erblickte, zweifelte ich zuerst daran, daß das rotbraune, hohläugige menschliche Geschöpf in der aschgrauen Kleidung, welches mich dort anstarrte, mein mir sonst ziemlich gut bekanntes Selbst sein könnte.

Der Sheriff war hocherfreut, uns schon so früh begrüßen zu können. Wir erfuhren, daß sein Gefangener bereits den Versuch gemacht hatte, ein Habeas-Corpus zu erlangen, und daß es kaum möglich gewesen wäre, ihn ohne unsere Hilfe noch länger als vierundzwanzig Stunden unter Schloß und Riegel zu halten. Ein Besuch im Gefängnis überzeugte uns, daß wir den richtigen Mann erwischt hatten. Es war der leibhaftige Lazarus, der wie

ein wildes Tier rastlos in der vergitterten Zelle hin und her spazierte. Die gestohlenen Schmucksachen befanden sich, mit Ausnahme weniger Gegenstände, im Besitze des Sheriffs. Wer war froher als ich, als ich meinem alten Freunde aus Konstantinopel wieder die biedere Rechte drücken konnte!

Mein Reisegefährte, der Polizeibeamte, stimmte aber meinen Jubel bedeutend herab, als er mir die Schwierigkeiten auseinandersetzte, den Türken mit dem Juwelenschatze sicher nach San Francisco zu geleiten. Jener hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß ganz Prescott für den Gefangenen Partei genommen. Die berühmtesten Advokaten im Orte hätten sich erboten, denselben unentgeltlich vor Gericht zu verteidigen, und es leide nicht den geringsten Zweifel, daß jede Jury in Prescott ihn, falls sein Prozeß dort stattfinde, freisprechen würde. In den Augen sämtlicher Bürger dieser Hinterwäldlerstadt waren wir zwei aus dem durch und durch verderbten San Francisco ein Paar niederträchtige Halunken, die den grundehrlichen Türken mit Gewalt ins Verderben stürzen wollten.

Vom Sheriff erfuhren wir, daß Lazarus von seiner Geliebten, einer reizenden, jungen Französin, die ihm von San Francisco nach Prescott gefolgt war, verraten wurde, weil er ihr eine goldene Halskette, nach welcher ihr Herz sich sehnte, schnöde verweigert hatte. O ihr Weiber! Es war die alte Geschichte fast eines jeden Verbrechens; mit wenigen Ausnahmen steckt eine Evatochter dahinter! — Die Geliebte des Türken hatte diesen dazu veranlaßt, sich mit den Schmucksachen aus dem Staube zu machen, um mit dem Erlös derselben in ihren Armen unter den biederen Kuhjungen ein freudenreiches Dasein führen zu können; und jetzt hatte sie ihn wegen einer armseligen Halskette ins Unglück gestürzt!

Unsere Abreise verzögerte sich von Tag zu Tag. Der Sheriff durfte den Gefangenen nicht eher ausliefern, bis der Governor des Territoriums Arizona ihm den Befehl dazu erteilte; und dieser hielt sich, wie wir zu unserem Schrecken erfuhren, in Tucson auf, das 250 engl. Meilen (402 km) von Prescott entfernt lag. Ohne Verzug sandten wir einen reitenden Boten mit der vom Governor des Staates California ausgefertigten Re-

quisition für den Körper von Lazarus nach Tucson; aber vor einer Woche war an die Rückkehr des Boten nicht zu denken.

Mittlerweile setzten die Advokaten in Prescott Himmel und Hölle in Bewegung, um den Gefangenen durch ein Habeas-Corpus-Verfahren aus der Haft zu befreien, selbstverständlich nur in der Absicht, ihm Gelegenheit zu geben, über die Grenze nach Mexiko zu flüchten. Wettergebräunte Cowboys mit breitkrämpigen Schlapphüten, blutroten Hemden und großen, klirrenden Radsporen, die Lederhosen in die Stiefel gesteckt, wahre wandelnde Revolver- und Bowiemesser-Arsenale, spazierten früh und spät vor unserem Gasthause auf und ab, folgten uns auf der Straße und schienen nur auf eine passende Gelegenheit zu warten, uns in mince-pie (Kuchen aus gehacktem Fleisch mit Rosinen) zu verwandeln. Wir ließen uns aber nicht einschüchtern, und auch der wackere Sheriff blieb standhaft, zumal verschiedene Telegramme von Kapitän Lees, den ich über die Sachlage in Prescott unterrichtet hatte, jenen für das Entweichen des Gefangenen verantwortlich machten. Den Vorschlag des Herrn Lazarus, er wolle auf den Besitz der Juwelen Verzicht leisten, falls wir ihn laufen ließen, lehnten wir mit der größten Entschiedenheit ab.

Endlich kam der reitende Bote mit dem Auslieferungsbefehl des Gouverneurs von Tucson zurück, und es stand unserer Abreise mit dem Gefangenen nichts mehr im Wege. Mit nicht geringen Schwierigkeiten war aber die sichere Beförderung der Juwelen nach Fort Yuma verknüpft, da die Postkutsche, welche wir benutzen mußten, um die Eisenbahn zu erreichen, fast regelmäßig jede Woche einmal ausgeplündert wurde, und die Herren Straßenräuber selbstverständlich ein scharfes Auge auf uns hatten. Um dieselben irre zu führen, sprengte der Polizeiagent die Nachricht aus, es sei der Schatz bereits vor mehreren Tagen durch die Expreß-Gesellschaft fortgeschickt worden.

Wir verschafften uns nun eine alte Käseschachtel, legten die Schmucksachen, in braunes Papier eingewickelt, auf den Boden derselben und darüber einen ansehnlichen Vorrat von Käse und Crackers, der uns als Imbiß während der Fahrt nach Fort Yuma dienen sollte. Auch vergaß ich nicht, einige Flaschen guten

Whisky als bewährtes Mittel gegen den Biß von Klapperschlangen, Tarantulas und Gila-Scheusalen*), welche lieblichen Tierchen in Arizona besonders zahlreich sind, in die Tasche zu stecken. Keiner von den bis an die Zähne bewaffneten Bürgern Prescotts, die haufenweise bei unserer Abfahrt zugegen waren und uns grimmige Blicke zuwarfen, vermutete, daß in der alten Käseschachtel, die ich auf eine nachlässige Weise unter den Kutscherbock schob, Juwelen im Werte von viertausend Dollars verborgen waren. Lazarus' Handgelenke waren hübsch mit polierten Armbändern aus Stahl verziert, seine Füße hatte der Polizeiagent in Ermangelung eines Oregon-Stiefels (Oregon boot — ein eiserner Stiefel, der das Fortlaufen unmöglich macht) durch eine kurze mit einem Schloß versehene Kette an den Knöcheln mit einander verbunden; und dann nahm der Türke mit trostlosem Blick zwischen dem Diener der Gerechtigkeit und mir, die, jeder von uns, mit zwei geladenen Revolvern ausgerüstet waren, in der Kutsche Platz. Bald darauf rasselten wir fort aus dem mir im Grunde meiner Seele verhaßt gewordenen Prescott.

Die Rückreise nach Fort Yuma war noch unangenehmer als die erste Fahrt durch die mir damals noch ganz unbekannte öde Gegend. Die einsame Sand- und Kaktuswüste, die Glühhitze Arizonas, der verwegene Gefangene, den wir Tag und Nacht bewachen mußten und der von den Pferdeknechten an jeder Haltestelle, wo wir neuen Vorspann nahmen, wie ein von den Gesetzen auf eine gemeine Weise verfolgter Unglücklicher betrachtet wurde, die Gefahr vor Straßenräubern und der Juwelenschatz in der alten Käseschachtel ließen uns wenig an Schlaf denken. Als ich, totmüde und geistig entsetzlich abgespannt, endlich den gelben Coloradofluß erblickte und das Sternenbanner auf dem Garnisonsgebäude von Fort Yuma mit seiner Besatzung von sage Einem Unteroffizier und Einem Gemeinen im Winde flattern sah, stieß ich unwillkührlich einen Freudenschrei aus.

Lustig kutschierten wir, zunächst durch die Colorado-Wüste,

*) Gila (spr.: Hila) Monster (Heloderma suspectum) eine nach dem Gilafluß in Arizona benannte scheußliche große Eidechse mit giftigen Zähnen.

weiter nach San Francisco: der Polizeiagent, der Türke, ich und die Käseschachtel. Es war eine mondhelle Nacht. Ich schlief den Schlaf eines Gerechten in einem der oberen bequemen Betten des prächtigen Pullman-Schlafwagens „Bosporus"*). Im geräumigen Lager unter mir hatte der Diener der Gerechtigkeit mit unserem an ihn geketteten Gefangenen sein Nachtquartier aufgeschlagen. Plötzlich weckten mich Lärm und Geschrei. Als ich hastig von meiner Lagerstätte hinuntersprang, eilte der Polizeibeamte gerade nach der Thür des Schlafwagens, durch welche eine dunkle Gestalt vor ihm verschwand. Ein wütendes Ziehen an der mit der Lokomotive verbundenen Sicherheitsschnur und der laute Ausruf: „Er ist von der Plattform gesprungen!" belehrten mich, daß der Türke entkommen sei. Sobald der Zug anhielt, sprangen wir zwei, den Revolver in der Hand, auf den Bahndamm hinunter, um den Flüchtling womöglich wieder einzufangen, und bald darauf fuhr der Zug weiter, uns allein in der Wildnis zurücklassend.

Wir befanden uns in einer wüsten, menschenleeren Gegend, in der Nähe der Gebirge von San Bernardino, welche das Mondlicht bleich beschien. Von Lazarus war keine Spur zu entdecken. Wie dieser es möglich gemacht hatte, sich unbemerkt seiner Fesseln zu entledigen, blieb uns vorläufig ein Rätsel. Glücklicherweise erwachte der Polizeibeamte, als jener aus dem Wagen schlich; sonst wäre unsere Überraschung am nächsten Morgen eine ganz unbeschreibliche gewesen.

Nach kurzer Beratschlagung beschlossen wir das Tageslicht abzuwarten, ehe wir uns an die Verfolgung des gefährlichen Burschen machten. Als der Tag anbrach, durchmusterten wir die öde Gegend und nahmen alsdann unsere Marschrichtung nach einer spärlich bewaldeten Berglehne, wohin der Türke mutmaßlich geflüchtet war; und richtig! nach einer Weile entdeckten wir dort zu unserer Freude die Gestalt eines Mannes, der sich hinter einem Baum zu verstecken suchte. Es war Lazarus, der am

*) Alle Schlafwagen in Amerika führen hochtönende Namen, die in goldenen Lettern an ihren langen Seitenwänden prangen.

Boden kauerte und uns wild anstierte, als wir von zwei Seiten mit schußfertigen Revolvern langsam auf ihn zuschritten. Zögernd gehorchte er dem Befehl des Polizeiagenten, die Hände auszustrecken, welche dieser im Nu mit neuen Handschellen fesselte, während ich seinen Kopf zum Ziel für meinen Revolver nahm, mit der freundlichen Ermahnung, ich würde bei der geringsten Bewegung, die er mache, die Strahlen der Morgensonne durch seinen Schädel leuchten lassen.

Es stellte sich heraus, daß Lazarus vermittelst eines Eisendrahts die Handschellen gelöst und das Schloß an der Kette, die ihn an seinen Schlafgenossen fesselte, geöffnet hatte. Aber es war ihm nicht möglich gewesen, die kurze Kette, welche seine Füße zusammen hielt, zu entfernen; sonst hätten wir ihn schwerlich je eingeholt. In dieser unbequemen Verfassung von einem rasch fahrenden Eisenbahnzuge hinunter zu springen, so etwas war noch nicht dagewesen! Es that uns fast leid um den tollkühnen Kerl, der nach einem solchen Heldenstück wohl ein besseres Schicksal verdiente, als von seinen Häschern wie ein gehetztes Wild wieder eingefangen zu werden.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als wir die nächste Eisenbahnstation erreichten. Während des Spazierganges durch die wüste Gegend, wobei wir, von Hunger, Durst und Hitze gepeinigt, den jeden Augenblick stolpernden Gefangenen mit Ingrimm vor uns hertrieben, kam uns die Käseschachtel nicht aus dem Sinn, die mit dem Juwelenschatze allein nach San Francisco weiter kutschierte. Im Stationsgebäude sandte mein Genosse sofort eine Drahtbotschaft an den Bahnhofsvorsteher in Los Angeles und bat ihn, die Käseschachtel, die sich in der Abteilung Nr. 12 im Schlafwagen „Bosporus“ befinde, in Obhut zu nehmen, bis wir mit dem nächsten Zuge anlangen würden. Da auf dieser Wegstrecke der Südpacific-Eisenbahn jeden Tag nur ein Schnellzug nach Ost und nach West fährt, so mußten wir voller Sorgen bis zum nächsten Morgen in der Station verweilen; aber wir fanden am Tage darauf die Käseschachtel mit ihrem kostbaren Inhalt im Bahnhofsgebäude der Engelsstadt zu unserer Freude im besten Zustande wieder vor.

In San Francisco, wo die Zeitungen jeden Tag seit unserer Abreise ausführliche Drahtberichte über den Türken Lazarus veröffentlicht, und namentlich seine mit geschlossenen Füßen bewerkstelligte Flucht aus dem mit Windeseile dahinsausenden Eisenbahnzuge, unsere kühne Verfolgung und das Einfangen des schrecklichen Straßenräubers in der Coloradowüste mit glühenden Farben ausgemalt hatten, wurden wir drei mit Jubel empfangen. Das Gerichtsverfahren über den Juwelendieb, der weder Geld noch Freunde hatte, zeichnete sich durch seltene Kürze aus. Es nutzte dem Sohne des Präsidenten der Ottoman-Bank in Konstantinopel nichts, sich als die verfolgte Unschuld zu gebärden. Seine Aussage, es wäre seine Absicht gewesen, mit dem Erlös der Schmucksachen nach San Francisco zurückzukehren und alle Gläubiger zu befriedigen, fand ebensowenig Glauben wie die kühne Behauptung, er hätte geschäftshalber seinen reichen Freund, den Spanier aus Barcelona, in Arizona aufsuchen müssen, wohin dieser unerwartet abgereist sei. Die Jury lachte sogar über des Türken Auseinandersetzung, daß der Sheriff in Prescott ganz allein an seinem Unglück schuld sei, weil dieser ihn ohne allen Grund ins Gefängnis gesteckt und ihm dadurch den vorteilhaften Handel mit dem hispanischen Krösus unmöglich gemacht hätte.

Trotz der glänzenden Verteidigungsrede eines vom Gericht dem Lazarus zur Seite gestellten jungen Advokaten, der sich die Sporen verdienen wollte und den Beweis zu liefern versuchte, sein Schutzbefohlener wäre ein grundehrlicher Kerl, der infolge ihm angeborener heftiger Gemütsbewegung leider mit zeitweiliger Verrücktheit behaftet sei (emotional insanity), daß derselbe deshalb nicht als zurechnungsfähig angesehen werden dürfe und von der intelligenten Jury zweifelsohne freigesprochen werden würde, erklärte diese den Türken einstimmig für schuldig. Der Richter verurteilte ihn zu fünf Jahren Freiquartier im Zuchthaus von St. Quentin, um ihm dort Gelegenheit zu geben, seine augenscheinlich ziemlich verwirrten Begriffe über das Mein und Dein mit denjenigen, die sogar in Californien als Richtschnur gelten, in Einklang zu bringen. —

Das Nachspiel dieses Rechtsfalls, welcher für Lazarus einen wenig befriedigenden Verlauf genommen, will ich nicht verschweigen.

Zwei Monate waren vergangen, seit Lazarus sich in das Stillleben von St. Quentin zurückgezogen hatte, wo er mit lobenswertem Eifer das ehrsame Säckemacher-Handwerk auf Kosten des Staates California erlernte. Wir Juweliere hatten die geraubten Kleinodien zurück erhalten. Die Ausgaben für Prozeßkosten und die kostspielige Jagd nach Arizona, im Gesamtbetrag von etwa zwölfhundert Dollars, waren durch das süße Bewußtsein der Rache und des glänzenden Erfolgs von uns verschmerzt worden, und in dieser schnell lebenden Stadt dachte niemand mehr an Lazarus, als eines Tages eine schwarzäugige junge Französin meinen Geschäftsplatz betrat und mich im Hinterzimmer allein zu sprechen wünschte. Bei dem ganz unschuldigen Stelldichein erfuhr ich, daß ich die reuige Geliebte des Türken vor mir hatte, die mich zu meinem Erstaunen kurz und bündig um seine Begnadigung bat. Gern wolle sie sämtliche durch die Verfolgung und den Prozeß erwachsenen Unkosten zurückerstatten, wenn ich nur ihren lieben Lazarus aus dem Zuchthause entlasse. Als ich ihr ernsthaft erwiderte, dies sei nicht meine Sache sondern die des Gouverneurs von Californien, dem allein das Recht der Begnadigung zustehe, verließ sie mich mit hellen Thränen in den Augen. Während der nächsten Wochen besuchte mich die hübsche junge Dame öfters in meinem Geschäftsplatze, brachte mir lange, in schauderhaftem Englisch abgefaßte Sendschreiben von Lazarus, worin dieser um Gnade bat, und kaufte mir zu meiner Freude beim Abschied jedesmal einige schöne Schmucksachen ab.

Als die Französin, die über bedeutende Geldmittel verfügte, von mir bei einem neuen Besuch, offenbar um mich in eine gute Laune zu versetzen, einen teuren Diamantring käuflich erstanden hatte, begann sie abermals von der Freilassung ihres Liebhabers zu reden und bot mir nebst den zurückzuerstattenden Unkosten noch fünfhundert Dollars für meine eigene Tasche an, wenn ich ein Schriftstück, das sie mir vorlegte, unterzeichnen wollte. Es war dies eine Bittschrift um Begnadigung des Herrn Lazarus, welche ein der Französin befreundeter Geistlicher an den

Governor des Staates California regelrecht aufgesetzt hatte. Das Schriftstück enthielt die Erklärung, daß dem Herrn Lazarus ein Unrecht angethan sei, daß er ein ganz rechtschaffener Mensch, nur mitunter etwas verwirrt im Kopfe und deshalb unzurechnungsfähig wäre. Der Reverend — so fuhr die Dame fort — hätte ihr gesagt, Seine Excellenz, der Governor, wolle den Türken freilassen, wenn ich, der Hauptankläger, diese Bittschrift unterzeichnete. Alle anderen Juweliere hätten sich bereit erklärt die Bittschrift zu unterzeichnen, wenn ich zuerst meinen Namen darunter setze, und alle würden froh sein, auf diese Weise ihre Unkosten ersetzt zu erhalten.

Lieber Leser! es ist kaum glaublich, aber leider eine Thatsache, daß ich die in Thränen schwimmende, bildschöne Geliebte des Lazarus hartherzig zurückstieß, als sie mich fußfällig bat, die Bittschrift zu unterzeichnen, und ihr sagte, sie solle sich mit ihren Silberlingen zum T. scheren — gewiß eine Rohheit sondergleichen! — Ich muß übrigens gestehn, daß mir die Einbuße der fünfhundert Dollars und der zurück zu erstattenden verausgabten Kosten sehr unangenehm war. Auch will ich, getreu der Wahrheit, reumütig bekennen, daß ich das schöne Geld nicht wegen einer plötzlichen Anwandlung von empörtem Rechtsgefühl ausschlug, sondern vielmehr weil ich befürchtete, es könne mich der Türke späterhin für ebensoviele tausend Dollars gerichtlich belangen, da ich ihn ja nach meiner eigenen schriftlichen Erklrunäg widerrechtlich verfolgt hätte.

Kapitän Lees, dem ich von meinen Verhandlungen mit der Französin Bericht erstattete, lobte meinen klaren Blick über diesen kitzligen Rechtsfall. Der berühmte Chef der Geheimpolizei in San Francisco, der mir schon früher einige Schmeicheleien über meine Tüchtigkeit, mit Verbrechern umzugehen, gesagt hatte, äußerte sich jetzt, daß ich eigentlich meinen Beruf verfehlt hätte und machte mir das freundschaftliche Anerbieten, eine Stellung als Polizeiagent in seinem Dienste anzunehmen, — ein wohlgemeinter Vorschlag, den ich jedoch mit Dank ablehnte. Lazarus ließ mir sagen, er werde mich totschießen, sobald seine Verbannungszeit in St. Quentin abgelaufen sei. Aber ich tröstete

mich mit dem Gedanken, daß der Türke seine Mordlust wahrscheinlich überwunden haben würde, wenn er nach fünf Jahren seinen mir wohlbekannten eisernen Spazierstock wieder in Händen bekäme ..... Auf alle Fälle war ich entschlossen, ehe dies geschähe, eine längere Vergnügungsreise nach Europa zu unternehmen.

Eine merkwürdige Geschichte.

Etwas sehr Merkwürdiges erlebte ich vor einigen Jahren in meiner alten Junggesellenwohnung in San Francisco. Ich muß vorausschicken, daß ich spät an einem Sonntage aus San José, der californischen Gartenstadt, zurückkehrte, wo ich in die Gesellschaft des größten Jägers geraten war, der je die Trinksalons im sonnigen Goldlande unsicher gemacht hat. Die kaum glaublichen Jagdgeschichten dieses 250 Pfund wiegenden deutschen Nimrods, der seine nervenerschütternden Erzählungen alle zwei, drei Minuten mit einem im tiefen Baß erdröhnenden Gelächter unterbrach, hatten mich außerordentlich aufgeregt.

Mein lachender neuer Freund, der sich rühmte, ziemlich weit in der Welt herumgekommen zu sein, war der Schrecken aller wilden Tiere in den fünf Erdteilen. Er hatte Löwen, Pumas, Panther, Rhinocerosse und Elefanten, Krokodile, Känguruhs, graue und braune Bären, Nilpferde, Tiger und alles mögliche sonstige Geschmeiß gejagt und selbstverständlich nie einen Fehlschuß gethan. Jene Bestien schoß er allemal ins linke Ohr! — Als ich die schüchterne Bemerkung fallen ließ, es sei wohl kaum möglich, einen gerade auf einen losspringenden Tiger, der den Kopf wahrscheinlich nicht nach der rechten Seite halten werde, mit der Kugel ins linke Ohr zu treffen, sah der gewaltige Jäger mich mitleidig an, stieß ein wieherndes Gelächter aus und rief: Aber, mein hochverehrter Freund, das ist doch die einfachste Sache von der Welt! — Jeder auf wilde Tiere eingeschulte Jäger — ha! ha! ha! ha! — wird stets ein weißes Taschentuch zusammengeballt in der linken Hand halten. In demselben Augenblick, wenn z. B. ein Tiger sich zum Sprunge duckt, werfe ich das

Taschentuch links hinüber in die Luft, halte das Untier aber dabei fest im Auge — ha! ha! ha! ha! ha! — Der Tiger wird unwillkürlich den Kopf nach rechts drehen, um zu sehen, was wohl das weiße Ding sei, das dort durch die Luft fliegt, und ich schieße ihn — presto! ins linke Ohr. Ha! ha! ha! — Die Sache ist so einfach, wie von einem Baumklotz herunterzufallen!

Nach einem lange anhaltenden mächtigen Gelächter, wobei ich ihn verdutzt ansah, fuhr der gewaltige Jäger mit seiner Erzählung folgendermaßen fort:

Dicht vor Singapur — so rief er mit dröhnender Stimme — habe ich mit meinem Freunde Hildebrandt, der gerade damals seine berühmte Reise um die Welt machte, an einem Nachmittage fünf ausgewachsene bengalische Tiger totgeschossen. Wir erhielten vom Gouverneur in Kalkutta die von der indischen Regierung für jeden erlegten Tiger ausgesetzte Belohnung von drei Pfund Sterling prompt ausbezahlt — ha! ha! ha! ha! ha! Die fünf prächtigen Felle verkauften wir an den Agenten des Prinzen von Wales für einen Haufen Gold. Dieser ließ nämlich während seiner Reise in Indien, die zur selben Zeit stattfand, die Felle von siebenhundert Königstigern in Kalkutta aufkaufen. Später erzählte der Prinz in London, er habe die siebenhundert Tiger eigenhändig umgebracht — ha! ha! ha! ha! ha! — Die etwas unbeholfenen californischen Grizzlybären schieße ich genau so wie die Tiger — allemal ins linke Ohr! Jene furchtbar starken Tiere sind ebenso neugierig, wie die großen Katzen, und deshalb für einen gewandten Jäger ganz ungefährlich. Vor dem größeren Vieh, den Rhinocerossen und Elefanten, muß man sich aber etwas in acht nehmen. Ha! ha! ha! ha! ha! ha! ha! —

Auf diese Weise gab der 250pfündige deutsche Nimrod in San José vor einem gewählten Publikum unter oft sich wiederholendem Gelächter die unglaublichsten Jagdgeschichten stundenlang zum besten, und vertilgte dabei, selbstverständlich auf meine Kosten, eine noch unglaublichere Menge kräftigen californischen Burgunder. Daß sich meine Nerven nach einer solchen aufregenden Unterhaltung und nach dem lange anhaltenden Zechgelage bei meiner Ankunft in San Francisco nicht in ihrem regelrechten

Zustande befanden, wird dem Leser einleuchten. Die Gedanken an sprungbereite Tiger und durch die Luft fliegende Taschentücher verfolgten mich bis in meine friedliche Behausung. Doch zur Hauptsache!

In meiner Wohnstube, die, wie fast alle feineren Junggesellen-Wohnungen in San Francisco, durch eine breite, meistens offene Schiebethür mit dem hinter ihr liegenden kosigen Schlafgemach in Verbindung stand, befand sich auf dem marmornen Kamin eine amerikanische Nickel-Lever-Uhr, eine von der runden zweibeinigen Sorte, die mit einem Tierkopf geschmückt war. Diese Uhr pflegte besonders laut zu ticken und hatte dabei die sonderbare Angewohnheit, daß sie mitunter eine Zeitlang in einer schnelleren Gangart, sozusagen im Dreiviertel-Takt lief. Als ich nach Hause kam, ärgerte ich mich gleich über ihr dummes Geräusch. Daß ihr einfältiger Lärm mir bei meiner nervösen Aufregung den Schlaf rauben würde, war vorauszusehen, weshalb ich beschloß, sie in Ruhestand zu versetzen. Wie groß meine krankhafte Reizbarkeit war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß ich einen Tiger, der doch nur in meiner Einbildung vorhanden sein konnte, ganz deutlich in der Stube umherschleichen sah.

Mit der Uhr hatte ich schon einmal eine unangenehme Erfahrung gehabt. Ein guter Freund von mir, der seinen Hausschlüssel vergessen hatte und mein Sofa als Nachtlager zu benutzen sich erlaubte, warf nämlich diese selbe zweibeinige Uhr, deren pöbelhaftes Geräusch ihn am Einschlafen hinderte, zum Fenster hinaus, was ihr übrigens nicht den geringsten Schaden zugefügt hat. So leicht wie jener lasse ich mich aber nicht aufregen, nicht einmal durch Tiger, die in meiner Stube hin und her schleichen. Ich verstehe es, mich zu beherrschen; ich werde nie eine Uhr, bloß deshalb, weil ihr lautes und unregelmäßiges Ticktack mir unangenehm ist und mich im Schlafe stört, zum Fenster hinauswerfen! niemals! —

Da ich mich auf den Uhren-Mechanismus ziemlich gut verstehe, so mußte es für mich ein Leichtes sein, das einfache Werk der Lever-Uhr am Weitergehen zu hindern. Aber es wollte mir nicht gelingen. Obgleich ich den Zeiger fünf Minuten lang festhielt,

tickte das verfluchte Ding doch ununterbrochen wie zuvor. Ich stemmte nun den Schlüssel geraume Zeit rückwärts, aber die Uhr ließ sich durchaus nicht in ihrer lustigen Gangart stören. Daß ich sie erst auf den Rücken, dann auf diese, dann auf jene Seite legte und sie zuletzt erbost tüchtig hin und her schüttelte, war verlorene Liebesmühe. Ein wütender galoppierender Dreiviertel-Takt zeigte mir an, wie wenig ich damit erreicht hatte.

Nun holte ich einen kleinen Schraubenzieher aus meiner Kommode, legte die widerspenstige Uhr auf meinen Schreibtisch und begann, sie regelrecht auseinander zu nehmen; denn dann konnte sie doch unmöglich gehen. Groß war mein Erstaunen, als sich auch dies Mittel als ein ganz verfehltes herausstellte. Nach und nach lagen vor mir auf dem Tische eine Menge Räder, Schrauben und Metallstücke aus der Uhr bei einander, — aber das Ticken hörte nicht auf. Von der runden zweibeinigen Uhr blieb nicht ein Stück am andern haften, und trotzdem — es ist unglaublich! — tickte die Uhr, oder was es sonst sein mochte, unverdrossen weiter. Ich bin im allgemeinen nicht abergläubisch. Daß der neben mir auf dem Teppich liegende bengalische Tiger kein Fleisch und Blut hatte, wußte ich recht gut. Vor ihm fürchtete ich mich nicht. Aber ich muß gestehen, daß mir das fortdauernde Ticktack der eigentlich gar nicht mehr vorhandenen Uhr doch etwas unheimlich vorkam. Was in aller Welt konnte die Ursache davon sein?

Ich griff mich an den Kopf, um Gewißheit zu erlangen, daß nicht etwa ein blutleerer Doppelgänger meiner Person hier am Tische vor den fröhlich tickenden Uhrtrümmern saß. Kein Zweifel, ich war es selbst! und lebendig war ich auch, und nicht von dem gewaltigen lachenden Nimrod ins linke Ohr geschossen worden: das merkte ich gleich, als ich mich dort herzhaft zwickte.

Erregt erhob ich mich und ging im Zimmer auf und ab. Mit Ausnahme des leise auf dem Teppich neben mir hinschreitenden Tigers, den ich aber nicht beachtete, obgleich er sich mitunter mit gekrümmtem Rücken schnurrend an mich herandrängte, befand sich dort alles in schönster Ordnung. Die Photographien meiner besten Freunde und Freundinnen aus zwei Weltteilen

schmückten immer noch die Wände, oder sie standen in langer Reihe auf dem Gesimse des Marmorkamins. Die Mitglieder meines Familienkreises waren zahlreich vertreten, und alle vertrugen sich aufs beste. Auch Thumanns wunderschönes Mädchen — das mit den langen schwarzen Flechten — und die liebliche Gräfin Potocka vermißte ich nicht. Shakespeare mit der mächtigen Denkerstirne, der ernst auf mich herabblickende Beethoven, die Büsten von Schiller und Goethe hatten durchaus keine Veränderung erlitten. Auch mein lustiger Hans, der kleine Gesangskünstler im goldgelben Federkleide, sprang vergnügt in seinem Käfig hin und her, ohne sich im geringsten vor dem großen Tiger zu fürchten. Meine nicht unansehnliche Bibliothek, das prächtige Chickering-Piano, die mit edlem Stoff gefüllte geschliffene Karaffe, die wie eine Fürstin im Hofstaate zwischen den kleineren Flaschen und den bunten Gläsern thronte, die tausenderlei Kleinigkeiten der Zimmereinrichtung u. s. w. — genug, alles und jedes in meiner hübschen Junggesellenbehausung war unverändert geblieben.

Ich setzte mich wieder an den Schreibtisch, auf welchem die in ihre innersten Teile zerlegte Uhr immer noch wie ein Geisterspuk tickte. Der Tiger legte sich zutraulich zu meinen Füßen nieder. Nun öffnete ich die Schubladen, in denen ich meine Poesien und sonstige litterarische Kleinigkeiten vor den Augen meiner Freunde zu verbergen pflege, um nachzusehen, ob das verdächtige Geräusch vielleicht dorther käme. Nichts Auffallendes vermochte ich zu entdecken. Was konnten auch meine bescheidenen Geisteskinder mit dem aus den Uhrtrümmern erklingenden Ticktack zu thun haben? Das Krächzen eines Edgar Poe'schen Raben hatte sie ja nicht beunruhigt. Die Sache blieb so unerklärlich wie zuvor. Jüngst hatte ich von indischen Gauklern gelesen, deren wunderbare Kunststücke einen Bosco zum elenden Stümper machen; aber im Vergleich mit dieser in Stücke zerlegten, laut tickenden Uhr leisteten jene indischen Hexenmeister nichts, gar nichts Ungewöhnliches.

An der Möglichkeit verzweifelnd, die Uhr zum Schweigen zu bringen, fügte ich endlich die lose umherliegenden Teile ihres

Werkes sorgfältig wieder zusammen, die während dieser Arbeit unausgesetzt unter meinen Händen zu plaudern fortfuhren. Als die Uhr mit dem sie krönenden, mich einfältig anglotzenden Tierkopf wieder fix und fertig auf ihren zwei Beinen vor mir stand und ganz munter tickte, war ich zufriedengestellt; und als sie plötzlich, wie vor eitel Lust und Freude, wieder einmal ihren galoppartigen Dreivierteltakt begann, fand ich dies sogar recht komisch. Aber meine merkwürdigen Erfahrungen mit ihrem unheimlich tickenden zerstückelten Werk beunruhigten mich dennoch nicht wenig. Ich konnte, wie gesagt, keine vernünftige Erklärung dafür finden, so sehr ich auch mein Hirn abmarterte. Langsam stand ich auf, entkleidete mich kopfschüttelnd, gab dem Tiger, der nebenan im Schlafzimmer sich vor mein Bett gelegt hatte, einen Fußtritt, drehte das Gas ab und warf mich auf mein Lager, wo ich nach kurzer Weile entschlummerte. —

Daß die merkwürdige Geschichte von dem in meiner Wohnung umherschleichenden Tiger und von der unausgesetzt tickenden zerstückelten Uhr angezweifelt wird, finde ich sehr begreiflich. Zur Erklärung des Wunders mit der Uhr brauchte ich gottlob keinen tüchtigen Uhrmacher aufzusuchen, denn ich entdeckte die Ursache für das seltsame Ereignis am nächsten Morgen selber, ohne mich vor allen Bekannten in San Francisco lächerlich zu machen. Überraschend für mich war der Einfluß des californischen Burgunders auf meine Einbildungskraft. Doch ich will nicht zu viel sagen und ziehe es vor, die Auflösung des Rätsels dem Leser zu überlassen. Demselben wird es auch nicht schwer fallen, den Zusammenhang zwischen dem Tiger und einer der Bestien zu erraten, die von dem gewaltigen deutschen Nimrod mit dem dröhnenden Gelächter ins linke Ohr geschossen wurden. Was die Uhr anbetrifft, so will ich nur hinzufügen, daß dieselbe, als ich erwachte, nicht, wie es sonst der Fall war, auf dem Kamingesims in meinem Wohnzimmer, sondern dicht neben meinem Bett auf einem kleinen mit einer Marmorplatte bedeckten Tische stand, wo sie ganz in meiner Nähe ungewöhnlich laut tickte.

In einem californischen Stiefelputzer-Atelier.

In San Francisco hört das Reich der Stiefelputzerjungen, die die Straßen Londons, New Yorks und anderer Großstädte der alten und neuen Welt so unsicher machen, auf. Hier, in der großen Goldstadt am Stillen Meer, ist der Stiefelputzer ein Mann und zählt zu den Künstlern. Er ist ein Kollege der feinen amerikanischen Barbiere, die, wie bekannt, in ihren fürstlich eingerichteten Salons die Höflichkeit eines Lord Chesterfield mit den kollegialischen Manieren eines freien Bürgers verbinden. Der Neger, der sonst den höchsten Grad der Vollkommenheit unter den amerikanischen Barbierkünstlern einnimmt, kann jedoch einen solchen unter den Stiefelputzern von San Francisco nicht beanspruchen; er hat in diesem kosmopolitischen Gemeinwesen an den kunstsinnigen Söhnen des klassischen Italien und namentlich an den Irländern Mitbewerber gefunden, die ihm jene angesehene Stellung mit Erfolg streitig gemacht haben. Wurde doch dem Irländer Joe Murphy bei einem Wettstreit der hiesigen Stiefelputzer um den Rang des Ersten unter ihrer Gilde ein prächtiger Gürtel aus russischem Leder, mit Perlenstickerei und Silberschnalle verziert, als Ehrenpreis von seinen Kollegen von der Bürste zuerkannt!

Da nach der Landessitte den Hotelgästen ihr Fußzeug nur auf besonderen Wunsch von den Bedienten, und zwar sehr ungern, geputzt wird, und eine derartige Fußverschönerung auch in den Wohnungen durchaus nicht zur Regel gehört, so haben die Stiefelputzer von San Francisco schon zur Zeit der Goldära es verstanden, Wichs-Geschäfte, die der hohen Kulturstellung des Goldlandes würdig sind, einzurichten und es auf eine schickliche

Weise sowohl den Einheimischen wie den Fremden ermöglicht, in der Öffentlichkeit mit blank geputztem Fußzeug zu erscheinen. An den belebtesten Straßen der Stadt gewahrt man hier und dort offene Holzbuden, wo die Vorübergehenden durch die Ankündigung: Boots neatly polished! (hier werden Stiefel hübsch poliert) eingeladen werden, näher zu treten. Nie wird einer der Wichskünstler seine Ehre soweit vergessen, einen an seinem Geschäftsplatze vorbeiwandelnden Gentleman professionell anzureden, mögen dessen Stiefel oder Schuhe noch so sehr einer Verschönerung bedürfen. Höchstens wird der „Artist", mit der Bürste in der Hand, vielsagenden Blicks das verwahrloste Fußzeug des Vorübergehenden mustern. In den hier sprichwörtlich schmutzigen Straßen sieht man infolge der zahlreichen bequem eingerichteten Wichsbuden und der hervorragenden Leistungen der in ihnen beschäftigten Wichskünstler, denen das Publikum den schuldigen Tribut gerne opfert, mehr saubere Stiefel und Schuhe als irgendwo in der Welt. Auf welche Weise das schöne Geschlecht in San Francisco seine Stiefeletten stets so hübsch geschniegelt zu halten vermag, habe ich als ein Unbeweibter leider nicht in Erfahrung bringen können. Vermutlich lassen die californischen Damen ihr Schuhzeug zu Hause wichsen oder ölen, da sie die Stiefelputzer-Ateliers bis jetzt noch nicht mit ihrer Kundschaft beehren.

Die Einrichtung der Wichshallen ist sauber und einfach, und dabei im hohen Grade praktisch. An der Rückseite des schmalen, nach der Straße zu offenen Raumes, der meistens als überdachte Holzbude an der Außenseite eines Gebäudes steht, befinden sich zwei, vier oder sechs mit grünem oder rotem Marokkoleder oder mit braun-rotem Sammet überzogene hohe gepolsterte Sessel, deren Bequemlichkeit die Vollendung selber ist. Vor jedem Sitze sind unten zwei kleine hölzerne Gestelle angebracht, auf welche die Sohlen und Absätze der Stiefel oder Schuhe eines Platz nehmenden Kunden genau passen. Im übrigen besteht das Mobiliar der Kunsthalle, nebst den nötigen Bürsten und der in einem Porzellanteller oder in einem Steinkrug aufgelösten Wichse und verschiedenen Strohwischen zum Reinmachen der Kleider,

nur aus einem Spiegel und etlichen Schmuckstücken. An der Hinterwand hängen bunte Bilder, meistens Darstellungen aus der griechischen oder römischen Mythologie, z. B. Leda mit dem Schwan, Amor und Psyche u. s. w., oder Holzschnitte von Pferderennen und von berühmten Faustkämpfern in der Arena nebst farbenprächtigen Anzeigetafeln von Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften.

Die neuesten englischen Tagesblätter von San Francisco sind in diesen Fußverschönerungsanstalten ausgelegt: Call, Chronicle, Examiner ꝛc. (spanische, französische und deutsche Blätter finden keine Berücksichtigung), damit der Kunde sich während des Polierens seines Fußzeugs mit dem geistvollen Inhalt der Zeitungen unterhalten und sich z. B. an der genauen Beschreibung der hier tagtäglich sich wiederholenden Mordthaten, Selbstmorde, Einbrüche, Raubanfälle u. s. w. oder an den Zeugenaussagen in einem Scheidungs- oder Erbschaftsprozesse erfreuen kann; oder als Nachspiel des Krieges mit Spanien einen Waffengang mit sämtlichen Großmächten zur Befreiung von Kanada, Venezuela, Samoa, Madagaskar, Armenien und Griechenland kritisch zu erwägen vermag, dessen möglichst lange Dauer die heiß ersehnten guten Zeiten unfehlbar im Gefolge haben wird. Das beliebteste Blatt ist jedoch allemal die in New York erscheinende National Police Gazette, welche, mit anmutigen Bildern geschmückt, sämtliche in diesem großen freien Lande während der letzten Woche verübten Schandthaten in gewählter Sprache zur allgemeinen Kenntnis bringt, und die sich namentlich durch die prächtigen und naturgetreuen Darstellungen von Tingel-Tangel-Schönen, Tänzerinnen, Klopffechtern und ähnlichen hervorragenden Größen, sowie durch drastische Mord- und Ehebruchsscenen auszeichnet.

Doch treten wir näher! — Die vier Wichsiers (Landsleute von Andreas Doria), welche in der feinen Kunsthalle, die wir mit unserem Besuche erfreuen, ihr Geschäft in Gemeinschaft betreiben, bitten uns mit gewinnenden Blicken, Platz zu nehmen. Wir ergreifen eine Nr. der Police Gazette, machen es uns auf einem gepolsterten Sessel bequem, setzen die Füße auf die Schemel — die Stiefel werden allemal auf den Füßen poliert — und

stellen unser Schuhwerk den Söhnen der stolzen Genua zum Verschönern zur Verfügung.

Einer der schwarzäugigen Künstler (mitunter nehmen zwei Künstler, jeder von ihnen je einen Stiefel gleichzeitig in Arbeit), der mit gewandtem Griff unsere Hosen aufgekrempt und den status quo des Fußzeugs einem kurzen Kennerblick unterworfen hat, beginnt erst den einen Stiefel und dann den anderen gründlich zu reinigen. Nachdem er das Leder etwas angefeuchtet, entfernt er mit einem stumpfen Messer die überflüssige eingetrocknete alte Wichse und beseitigt mit Sorgfalt die letzten Schmutzatome. Alsdann wird ein wenig neue Wichse aufgelegt und vermittelst eines schnell über den Stiefel hin und her gezogenen Lappens von Brüsseler Teppich getrocknet. Diese erste Wichse dient der zweiten Hauptlage gleichsam als Untergrund. Die zweite Wichslage wird gradatim verabreicht, während der Künstler die Politur bewirkt. Dieser arbeitet fast immer mit zwei Bürsten an einem Stiefel zur selben Zeit, und zwar mit fabelhafter Geschwindigkeit. Schon nach Verlauf von zwei Minuten erkennen wir kaum unsere Stiefel, so mächtig ist der dunkle Glanz der aus ihnen hervorleuchtet.

Aber der Künstler ist schwer zufriedengestellt. Er poliert die Stiefel herüber und hinüber, tritt ein wenig zurück und mustert sie und beginnt mit stets neuem Eifer das Wichsen, wenn er die kleinsten Mängel an ihnen entdeckt hat. Beim Schluß haucht er jeden Stiefel an, wie man die Klarheit eines Spiegels prüft, und fährt noch ein Dutzend Mal mit einem schmalen leinenen Lappen darüber hin und her, und nachdem er sich von der Vollkommenheit seiner Arbeit überzeugt hat, ergreift er den Strohwisch.

Wir verstehen! — Die Police Gazette zögernd beiseite legend, steigen wir herab von unserem erhabenen Sitze. Mit dem Strohwisch und einer Bürste geschickt zusammen arbeitend, entfernt der kunstsinnige Sohn Italias den Staub der Goldstadt von unseren Kleidern, beseitigt etwaige Fettflecken mit einer uns scharf in die Nase ziehenden Ammoniak-Lösung und bürstet sorglich unseren Hut ab. Wir greifen hinter den Rockschoß in die Geldhosentasche,

überreichen ihm das übliche Honorar von fünf Cents (= 20 Pf.) — an Sonn- und Feiertagen und in den Gasthöfen kostet das Wichsen zehn Cents —, empfehlen uns mit gegenseitiger vorzüglicher Höflichkeit und wandern zufrieden unseres Weges dahin, stolz, daß keiner der zahlreich Lustwandelnden den Glanz unserer Stiefel in den Schatten stellen kann.

Die große Drachenparade in San Francisco.

Am 23. September 1887 fand in San Francisco unter der Oberleitung der Yeong-Wo-Gesellschaft (einer der sechs chinesischen Gemeinden in dieser Stadt) zum erstenmal der Umzug des großen Drachen statt. Der 4000jährige Geburtstag des chinesischen Weltweisen, Staatsmanns und Dichters Yeong-Wo, nach welchem jene Gesellschaft ihren Namen führt, gab die Veranlassung zu diesem Feste. Ein getreues Abbild ihres Schutzheiligen Pok-Seck-Tan-Wong, der einst das himmlische Reich von Ungeheuern befreit hat, eine große Flut verhinderte und der Begründer des Ackerbaues war, wurde für diese Gelegenheit als nagelneuer Josh (Götze) aus China eingeführt. Es war ein schöner Gedanke, zur Glanzerhöhung des Festes den berühmten Riesendrachen darzustellen, der bekanntlich den Regen aus den Wolken strömen läßt und unter den Zopfträgern göttliche Verehrung genießt. Fand doch die Liebe zur fernen Heimat unter den im Lande der Barbaren wohnenden Kindern des Blumenreiches der Mitte dadurch ihren unverkennbaren Ausdruck! —

Ganz San Francisco stand bereits seit Wochen auf den Fußspitzen der Erwartung, denn es hatten sich die wunderbarsten Gerüchte über das Drachenungeheuer in der Stadt verbreitet. Daß etwas Außergewöhnliches im Chinesenviertel geschehen sollte, mußte auch dem oberflächlichsten Beobachter klar werden. Durch zahlreiche Neuankömmlinge aus den Landdistrikten hatte sich die in wenigen Straßen zusammengedrängte, ungefähr 20000 Köpfe zählende Mongolenbevölkerung San Franciscos fast verdoppelt, und man konnte sich nur mit Mühe einen Weg durch die laut schnatternden Zopfträger bahnen, die in

den engen Gassen und Gängen in dichten Scharen auf und ab wogten.

Oft begegneten einem in den Straßen Frachtwagen, die mit abgebrühten Schweinen hoch beladen waren. Besonders auffällig war die zum Teil auf den Gehwegen zum Verkauf ausgestellte ungewöhnlich große Menge von Leckereien, darunter förmliche Berge von regenwurmartigen Würsten aus Fischfleisch und massenhaft aufgehäufte flach gedrückte braun lackierte Enten, bei deren Anblick jedem chinesischen Feinschmecker das Wasser im Munde zusammenläuft. Nicht minder einladend sehen die in Reihen auf Schnüre gezogenen oder auf gespaltenen Stäben befestigten in Öl getunkten geräucherten Speckschwarten und die in der Sonne getrockneten kleinen Krebse aus, die pechschwarzen Hühnereier, welche ein Jahr lang in feuchter Erde gelegen hatten, die Haufen von gedörrten fliegenden Fischen und die mit roten tartarischen Schriftzeichen bedruckten hellgelben schmierigen Reiskuchen. In allen Schlächterbuden gewahrte man die hinter den Fenstern zur Schau daliegenden, mit einem glänzenden rotbraunen Firnis überzogenen, in unzerteilter Größe gebratenen Schweine. Alle diese Leckerbissen wurden von den Mongolen mit lüsternen Augen betrachtet. Es war klar, daß sich die ganze Chinesenstadt in San Francisco auf einen großartigen Festschmaus vorbereitete.

Am Vorabende des festlichen Umzugs fand die Einweihung des neuen Tempels statt, den die Yeong-Wo-Gesellschaft im oberen Stockwerke ihres Geschäftshauses für ihren Schutzheiligen Pok-Seck-Tan-Wong eingerichtet hatte. Massenweise prangten dort auf dem Altar und rings an den Wänden vergoldete Schnitzereien aus Holz und Metall, Pfauenfedern, riesige Sträuße von bunten Papierblumen und Reihen von Hellebarden und Stachelspießen. Auf dem Altar hatte der auffallend kleine Tan-Wong Platz genommen. Brennendes Sandelholz und glimmende Josh-Stäbchen verbreiteten einen durchdringenden Geruch, der dem kleinen Götzen mit den schiefen Augen und dem pechschwarzen Zwickelbart angenehm in die Nase zog. Zierliche, mit dem feinsten Thee gefüllte Tassen hatte man vor ihm hingestellt. Schon eine volle Woche lang saß der vornehme Götze in seinem neuen Tempel im glän-

zenden Hofstaat, und täglich wurden ihm Opfer von Reis-Brandy, schneeweißen Tauben und braun lackiertem Schweinefleisch in Hülle und Fülle dargereicht. Die Bonzen behaupteten, daß er wiederholt sein mit Pfauenfedern reich geschmücktes Haupt vergnügt geschüttelt habe. Ohne Zweifel waren auch seine mit Gold eingelegten Elfenbeinohren durch das in den heiligen Räumen fast ununterbrochen erschallende Konzert der kaiserlichen Kapelle, die auf dröhnenden Tamtams, Gongs und kupfernen Kesseln, auf quiekenden Metallgeigen und klappernden Holzinstrumenten einen Höllenlärm machte, angenehm berührt worden.

Für den Umzug des großen Drachen war alles aufs beste angeordnet. Sechs Monate dauerten die Vorbereitungen. Man hatte die kostbarsten Trachten aus Peking kommen lassen und Waffen in hierzulande noch nie gesehener Mannigfaltigkeit aus den kaiserlichen Rüstkammern herbeigeschafft. Waren doch von der Kolonie der Zopfträger in San Francisco nicht weniger als 80000 Dollars freiwillig beigesteuert worden, um den großartigsten Festzug zustande zu bringen, der je außerhalb der Grenzen des Blumenreiches der Mitte die weißen Barbaren in Erstaunen setzen sollte! —

An dem für die große Drachenparade anberaumten Tage machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um an den möglichst besten Aussichtspunkt zu gelangen. Eine förmliche Völkerwanderung von Weißen begleitete mich, und es drängten sich bereits zahllose Kaukasier und Mongolen, die heute allen Rassenhaß vergessen zu haben schienen, in den engen Gassen der Chinesenstadt. Einen prächtigen Anblick gewährten die vielen in kostbare Seidengewänder gekleideten vornehmen Asiaten und die allerliebst herausgeputzten Chinesenkinder, die hier und dort in den offenen Hausthüren standen. Jede dieser Kindergruppen war von einer sie bewundernden Schar Weißer umringt, die den Kleinen mitunter Mandeln, Nüsse und Zuckerwerk darreichten, worüber die erwachsenen Mongolen sich unbändig freuten.

Ich hatte mein Augenmerk auf die obere Gallerie eines feinen chinesischen Restaurants in der Dupontstraße geworfen, durch welche der Festzug kommen sollte. Aber so leicht wie ich dachte

konnte ich nicht hinaufgelangen, da ein im unteren Raume auf Wache stehender wohlgenährter Mongole mir den Eintritt wehrte, mit den Worten daß oben alles besetzt sei. Erst als ich mich diesem als der Reporter einer großen deutschen Zeitung vorstellte, erhielt ich die Erlaubnis einzutreten. Wer war froher als ich, als der mich treppauf geleitende Chinese einige seiner Landsleute, ohne viele Flausen zu machen, aus der besten Ecke von der Gallerie fortjagte, mir dort einen Holzsessel hinstellte und mich höflich ersuchte, Platz zu nehmen!

Die Doppelaussicht von meinem Eckplatze, auf die inneren Räume des Restaurants und auf die unter mir liegende Straße, war fesselnd im höchsten Grade. Die mit vergoldeten Holzschnitzereien und Kunstwerken aus Erz, mit getäfelten Wänden, bunten Schirmen, chinesischen Bildern, roten Schriftzeichen und allerhand asiatischem Zierrat reich geschmückten Speisezimmer waren voll von Kaukasiern und Mongolen. An jedem der zahlreich dort stehenden viereckigen braunen Tische saßen Gäste auf einfachen Holzsesseln und ließen sich von den hin und her eilenden bezopften Kellnern bedienen, die in zugedeckten Schälchen Thee mit den Blättern darin, feines Gebäck, Süßigkeiten, Jngwer, verzuckerte Pomeranzen, ausgeschälte Nüsse u. dgl. m. auftrugen. Den Raum auf der Gallerie hatten Weiße und Weizengelbe brüderlich miteinander geteilt. Touristen waren in Menge erschienen. Yankeedamen saßen neben den Zopfträgern auf dem Fensterbrett; Globe-trotters, der Mehrzahl nach unverfälschte John Bulls, in Anzügen von auffallendem Schnitt und Muster mehrere derselben mit einem indischen weißen Tuchhelm auf dem Kopf, spazierten mit ernster Miene auf und ab; Ladies aus Boston, den Zwicker vor den Augen und das goldene Kettchen hinterm Ohr, waren zahlreich vertreten. Auf dem breiten Geländer der Galerie standen tropische Topfpflanzen und Zwergbäume, dazwischen kleine Ungetüme aus Erz, an der Decke hingen große, bunte Papierlaternen, die Rückwand war mit vergoldetem Schnitzwerk geschmückt.

Jn geringer Entfernung von mir hatten auf einem kleinen Balkon drei mit bunt schillernden Seidengewändern bekleidete

und allerhand Goldflitter tragende Chinesenmädchen, die augenscheinlich zur wohlhabenden Klasse gehörten, Platz genommen und schauten mich oft freundlich mit ihren glänzenden schwarzen Augen an. Die älteste, im Alter von etwa acht Jahren, mit einem feinen olivenbraunen Gesichtchen, trug eine allerliebste bunte Seidenmütze, von welcher schwarze Strähnen herabhingen, die ihr lachendes Antlitz umspielten — ein reizendes Bild.

Auf dem Vorbaudache eines jenseits der Straße liegenden Gebäudes hatte sich eine Menge Chinesen niedergelassen, Weihrauchstäbchen brannten auf den Altanen, alle Fenster, Treppen, Dächer und Balkone, die offen stehenden Thüren der Geschäftshäuser, selbst die eisernen Träger der Gaslaternen waren von Mongolen dicht besetzt. Die Straße wimmelte von Asiaten, und nur ein einzelner mit abgebrühten Schweinen hoch beladener Wagen bewegte sich langsam durch das Volksgewühl. Frauen mit geschminkten Gesichtern trippelten vergnügt auf ihren buntgestickten kahnartigen Schuhen durch das Gedränge. Die Weißen standen reihenweise hintereinander geschart auf den Gehwegen, während die Bezopften, laut schnatternd und mit den Armen fuchtelnd, hin und her rannten und oft die vor den Läden auf Brettern, in Kisten und Körben aufgestapelten Waren mit dem Umsturz bedrohten. An den mit roten tartarischen Schriftzeichen von unten bis oben bedeckten Häusern schaukelten große bunte Papierlaternen; gelbe und blaue Fähnlein und Banner und riesige Drachenfahnen flatterten auf vielen Gebäuden. Das Straßenbild war echt asiatisch. Nur die in großer Menge versammelten Kaukasier und der Wagen einer Drahtseilbahn, der ab und zu in der Ferne quer über die Dupont-Straße fuhr, deuteten an, daß ich mich nicht etwa in Hongkong oder in Canton, sondern in San Francisco befand. Über das bunte und fremdartige lebendige Bild, das ich nicht müde wurde zu betrachten, breitete sich der sonnenhelle Himmel Californiens aus.

Die flüchtig auftauchenden Umrisse des noch ziemlich weit entfernten Drachenungeheuers, der zu uns herüberdringende Lärm der Tamtams und die Aufregung in der Volksmenge deuteten nach langem Warten an, daß der Festzug sich in Bewegung

gesetzt hatte. Nach Verlauf einer guten halben Stunde zeigten sich gerade vor mir in der Commercialstraße die Spitzen der glänzenden Kolonne, die, kaum fünfzig Schritte von meinem erhabenen Standpunkte entfernt, in die Dupontstraße einbog. Aus der schmalen Commercialstraße erscholl wüster Lärm. Mit Pulver gefüllte, reihenweise aneinander geheftete rote Papierkapseln, sogenannte fire crackers, hingen an den Mauern von den oberen Stockwerken der Häuser bis auf den Boden herunter und knallten und knatterten, als man sie in Brand steckte, wie Rottenfeuer. Haufen solcher fire crackers und chinesische Bomben, die vor allen größeren Geschäftshäusern auf dem Bürgersteig lagen oder in leere Tonnen gesteckt waren, wurden massenweise angezündet und explodierten mit prasselndem Getöse; dazwischen dröhnten die Gongs, Tamtams und Pauken einer Musikbande: ein betäubendes Schallgewirr, das von den Mongolen mit Jubel begrüßt wurde.

Dem Festzuge voran marschierten zwei stämmige uniformierte Polizisten, die jeder einen kurzen gewichtigen Knittel in der Hand hielten, und zwei mit hellblauen seidenen Kitteln und grasgrünen Pumphosen bekleidete Zopfträger, von denen der eine eine mindestens 25 Fuß lange gelbe Drachenfahne auf dem Pflaster hinter sich her schleifte, während der andere eine schöne seidene amerikanische Fahne in der Luft schwenkte. Kleine chinesische Fahnen von grüner, gelber und roter Seide, die mit tartarischen Schriftzeichen verziert waren, wurden in großer Menge von einer Schar junger Mongolen in veilchenblauen Jacken und goldgelben Beinkleidern dicht hinter dem Sternenbanner getragen. Der bezopfte Großmarschall, der einen einfachen schwarzen Anzug nebst Cylinderhut trug und auf einem unruhigen Klepper saß, auf welchem er sich augenscheinlich nicht heimisch fühlte, gab seine Befehle durch eine 6 Fuß lange Blechtrompete, ein sogenanntes Fischhorn. Yah! ah-ah! (d. h. vorwärts!) und Gi! yah-ah! (d. h. halt!) schrie er oft mit wütenden Geberden, während er sich am Sattelknopf festklammerte und Jungamerika ihm zujubelte, — ein Kommando, das am Zug entlang von den Untermarschällen laut und grimmig wiederholt wurde. Die in safranfarbene Seidengewänder

gekleideten Untermarschälle trugen auf dem Rücken jeder einen großen bunten Fächer, der in einer um den Leib geschlungenen breiten knallroten Schärpe steckte. Sie zogen es vor, anstatt ihre kostbaren Gliedmaßen einem störrischen Leihstallgaul anzuvertrauen, zu Fuß neben dem Festzuge auf und ab zu laufen.

Einer reich vergoldeten zierlichen Pagode, die mit rosaroten und hellgrünen Wimpeln verziert war und auf Stäben von Ebenholz getragen wurde, folgte ein etwa zehn Jahr altes nach Männerart hoch zu Roß sitzendes Mädchen. Vier nebenher schreitende Knappen schützten die kleine Reiterin vorm Herabfallen. In dem rabenschwarzen Haar der jungen Schönen prangten Pfauenfedern und Goldschmuck, an den Füßen trug sie allerliebste bunte Schuhe. Ihr mit Gold- und Silberfäden durchwirktes und mit Drachen und wunderbaren Tiergestalten besticktes Gewand bestand aus der kostbarsten grünen, hellroten und zitronengelben Seide. Das Sattelzeug war mit Goldmünzen behangen, als Schabracke diente ein Leopardenfell. Die Begleiter dieses Mädchens, welches die Himmelskönigin darstellte, trugen buntschillernde Baldachine, die mit Inschriften und sonderbaren heraldischen Figuren bedeckt waren. Hierauf folgte wieder eine Schar Fahnenträger in gelben seidenen Pumphosen und in Gewändern, die alle Farben eines Malerkastens in sich vereinten. Ein Orchester von Gongs, Pauken und kupfernen Kesseln, die hinten auf einem offenen Wagen ruhten und von den dicht hinterher schreitenden Musikanten mit äußerster Kraftanstrengung bearbeitet wurden, machte einen Höllenlärm, dem die Himmelskönigin lächelnd lauschte.

In schier endloser Abwechselung folgten Kinder in schillernden Seidengewändern, hoch zu Roß, unter denen die Knaben, Patriarchen darstellend, weiße Backenbärte trugen; Wagen mit kleinen Pagoden darauf, die von künstlichen Blumen, vergoldetem Schnitzwerk und grellem Flitterschmuck strotzten; zierliche Tempel, die auf Bambusstäben getragen wurden; bunt gekleidete Fußgänger, die große bemalte Papierlaternen und Schirme, Baldachine und gelbe und blaue Drachenfahnen hoch empor hielten. In einem kleinen Tempel drehten sich Puppen wie in einem Karussel; auf einem offenen Wagen saßen ein Knabe und

ein Mädchen auf den Enden eines auf und ab schaukelnden Balkens und bedrohten sich mit Speeren. Große Gefährte, beladen mit Blumen, Zwergbäumen und Erzeugnissen des Landbaues zeigten sich in ansehnlicher Menge. Eine Abteilung Militär in abenteuerlichen Uniformen war mit Hellebarden bewaffnet; einige Reiter in hellblauen Mänteln hielten an Stelle der Schwerter Schirme und riesige bunte Fächer in den Händen; eine Schar Mongolen trug eine Kopfbedeckung nach dem Muster von Jockeykappen, eine andere Schar 3—4 Fuß breite Strohhüte, die wie umgestülpte Waschschüsseln aussahen.

Die im Festzuge erscheinenden, allemal rittlings reitenden Frauen wurden, wie es auch auf der chinesischen Bühne geschieht, meistens von Knaben und jungen Männern täuschend ähnlich dargestellt. Sie hatten es offenbar darauf abgesehen, sich einander durch kostbare Anzüge zu überbieten, und jede derselben war von einem Diener zu Fuß begleitet, der den Gaul beaufsichtigen mußte, denn alle Chinesen haben eine heillose Angst vor Pferden. Auf mehreren offenen Wagen wurden Scenen aus Theaterstücken von vornehm gekleideten Schauspielern aufgeführt, die weiße Masken trugen. Zwei auf den sanftmütigsten alten Kleppern in San Francisco reitende Bonzen geleiteten einen auf einer hohen Stange befestigten großen grünen Fisch, dessen Flossen der Wind hin und her bewegte, und der vor jedem größeren Geschäftshause mit einer Salve von prasselnden firecrackers bewillkommnet wurde. Eine Schar Kinder in überaus reichen Gewändern war von Kulis umringt, die sie beschützen sollten und die oft das ihnen zujubelnde Volk mit Geschelte zurücktrieben. Acht auf Schimmeln reitende Elfen, mit bunten Flügeln an den Schultern, Pfauenfedern im Haar und großen Backenbärten wurden von kleinen Mädchen dargestellt. Auf jedem von fünf auf einander folgenden Wagen standen vier mit Stricken an einen Pfahl gebundene Chinesinnen, die Märtyrer vorstellten. Ein halbes Dutzend fröhlich lachende junge Mädchen in seidenen Gewändern umringten jede Gruppe von diesen dem Tode geweihten Frauen, deren von Fett glänzende Gesichter traurig umherblickten.

Nicht weniger als sechs Musikbanden machten einen ohrzerreißenden Lärm, der jeder Beschreibung spottet, und fast unausgesetzt knallten und prasselten dazwischen chinesische Bomben und fire crackers, wie Böllerschläge und Rottenfeuer. Die hin und her rennenden Marschälle ermüdeten nie, ihr Geschrei Yah! ah—ah! und Hi! yah—ah! laut und grimmig erschallen zu lassen. Reiter und Fußgänger, Marschälle und Fahnenträger, Männer, Frauen und Kinder, alle waren sie wie Seiltänzer herausgeputzt, und in tausendfacher Wiederholung erschien das Bild des Drachen auf Kleidern, Uniformen, Bannern und Fahnen. Nie in meinem Leben habe ich auch nur annähernd einen solchen barbarischen Pomp und solch ein grelles Farbengemisch gesehen, wie in der großen Drachenparade der Chinesen in San Francisco! —

Ein reiterloses prächtiges californisches Pferd, das Leibroß des Pok-Seck-Tan-Wong, des Schutzheiligen der Yeong-Wo-Gesellschaft, das mit einer reich gestickten Schabracke und flatternden bunten Bändern geschmückt war, ein wüstes Getöse von Gongs, Tamtams, Pauken, Bomben und fire crackers, das schrill erschallende Hi! Yah! Hoi! der Zuschauermenge und die mit ihren Armen wild herumfuchtelnden Marschälle deuteten an, daß jener sich nun seinen im Goldlande wohnenden Kindern und den weißen Barbaren öffentlich zeigen werde. Der kleine Götze mit den feisten braunen Wangen, den pfiffigen Schlitzaugen und dem auf beiden Seiten seiner Nase tief herabhängenden pechschwarzen Backenbart saß auf einem Tigerfell in einer mit Goldschmuck überladenen Pagode und blickte stolz herab auf das ihn umwogende Getümmel. Eine glänzende Seidenrobe von wunderbar kunstvoller Arbeit bedeckte seine Schultern, ein Gewand von eitel Gold verhüllte den Körper, lange Pfauenfedern schaukelten in seinem Rabenhaar. Seinen Unterthanen mußte er, nach deren tiefen Verbeugungen zu urteilen, ungeheure Ehrfurcht einflößen, während die Luft angefüllt war von den Wohlgerüchen der massenhaft in Brand gesteckten Weihrauchkerzen und Josh-Stäbchen. Zwölf vornehme Chinesen in hellen Seidengewändern trugen die Pagode, in welcher der hochgefeierte Pok Platz ge-

nommen hatte. Dicht hinterdrein schritt eine Schar Bonzen, die in schwarze mit viereckigen Goldemblemen bestickte Roben gekleidet waren.

Und jetzt erschien der große Drache, ein farbenschillerndes Ungeheuer, desgleichen nie zuvor in Amerika oder Europa gesehen wurde. Der einhundertfünfundsiebzig Fuß lange gehörnte Drache hatte drei große Augen, eins an der Stirne und eins an jeder Seite des mindestens zehn Fuß breiten Kopfes, die unausgesetzt hin und her rollten und furchtbar aussahen. Der mit langen spitzen Zähnen bewaffnete Rachen, aus dem eine blutrote Zunge hervorschaute, kann nicht entsetzlicher gedacht werden und machte dadurch, daß der mächtige Unterkiefer beweglich war und der Drache den Rachen bald schloß bald weit aufriß, einen grausigen Eindruck der Natürlichkeit. Der acht bis zehn Fuß über dem Boden gleichsam in der Luft schwebende, sich unausgesetzt ringelnde, sich hebende und senkende Riesenleib bestand aus unzähligen durch Bänder und Gelenke miteinander verbundenen Gliedern aus Zeug und Watte, die auf einer Unterlage von elastischen Bambusstäben befestigt und mit vielfarbigem Seidenzeug überzogen waren. Oben war der Drache mit großen grünlich glänzenden Schuppen bedeckt, die in einen grasgrünen Stachelrücken ausliefen, während seine Seiten in bläulichem Metallglanze schimmerten.

Im Innern des Ungeheuers, oder vielmehr unter ihm, befanden sich einige sechzig langsam hinschreitende Chinesen, die den schlangenartigen Riesenkörper auf Stangen trugen und durch Heben und Senken derselben die vielen Schuppenglieder in eine fortwährend auf und ab wogende Bewegung versetzten, was, wie schon erwähnt wurde, genau so aussah, als ob sich der Drache hoch über dem Pflaster durch die Straße ringelte. Mitunter ruhten sich die in hellblaue Seide gekleideten Drachenträger, die in seinem Leib viel von der darin herrschenden Hitze auszuhalten hatten, eine Weile aus. Der breite Kopf wurde dann auf ein rotes Gestell gelegt, der lange Körper durch die Stangen gestützt, während die Träger auf der Straße hin und her spazierten und sich den Schweiß von der Stirne trockneten. Ein Gewalttusch des

in der Nähe des schillernden Ungeheuers musizierenden Orchesters und das laut schallende Yah! ah—ah! der hierhin und dorthin rennenden Marschälle trieb die Träger aber nach kurzer Rast allemal bald wieder in den Bauch des Drachen, um diesen aufs neue in Bewegung zu setzen.

In geringer Entfernung hinter dem Riesendrachen erschien ein kleineres außerordentlich bösartig aussehendes Untier, das ganz mit roten und grünen Schuppen bedeckt war. Dieser sogenannte Löwe der Götter hatte einen kolossalen fast viereckigen Kopf und einen breiten etwa zwanzig Fuß langen bunten seidenen Schwanz. Mit weit aufgesperrtem blutrotem Rachen, der mit mächtigen Zähnen gespickt war, fuhr der Götterlöwe unausgesetzt von einer Seite der Straße nach der anderen hinüber und herüber, jagte die entsetzten Kulis in die Flucht und bewegte sich sprungweise vorwärts. Ein leichtfüßiger Chinese tanzte rückwärts in langen Sätzen vor dem Ungeheuer hin und her, versuchte dasselbe zurückzutreiben und ihm eine Hellebarde in den Rachen zu stoßen, was aber nie gelang: ein außerordentlich aufregendes Schauspiel! Dann kam noch eine militärische Abteilung mit Strohhelmen, Lanzen, Schwertern, Hellebarden, Streitäxten, Stachelspießen und Gewehren. Diese Kriegerschar, welche das kaiserlich chinesische Heer vorstellte und ein hellblaues mit Schlangen und Drachen verziertes Schlachtbanner mit sich führte, beschloß nebst einem auserlesenen Orchester von Lärminstrumenten die große Drachenparade.

Als ich den farbenschimmernden Festzug, in welchem sich etwa fünfzehnhundert Teilnehmer befanden, mit seinen unzähligen abenteuerlichen Gestalten, Drachenfahnen und -Bannern, Baldachinen, Pagoden, Ungeheuern u. s. w. in seiner ganzen Länge von meinem erhabenen Standpunkte überblickte, die Straße unter mir vollgepackt von Menschenmassen, alle Dächer, Thüren, Fenster und Balkone von Zuschauern dicht besetzt, die Luft erfüllt von höllischem Getöse, konnte ich nicht umhin, der barbarischen Darstellungskunst der Asiaten meine höchste Bewunderung zu zollen. Nachdem der Riesendrache durch alle Gassen und Gänge der Chinesenstadt geschleppt worden war, fand er in einem Josh-

Hause ein Unterkommen. Dort blieb er ungestört neun Jahre liegen, bis man ihn im Frühjahr 1896 nach der Engelsstadt in Südcalifornien beförderte, wo er bei der großen Parade des dort überaus glänzend verlaufenen Blumenfestes die weißen Barbaren aufs neue in staunende Bewunderung versetzt hat.

Californische Barbiersalons.

Mancher Leser dieses anspruchslosen Buches, der mit amerikanischen Verhältnissen vertraut ist, wird vielleicht und mit Recht an der Überschrift dieser Kulturskizze Anstoß nehmen, denn die Ausstattung aller Barbiersalons in den Vereinigten Staaten und der künstlerische Betrieb jener Verschönerungsanstalten für die mehr oder weniger bärtige männliche Bevölkerung dieser großen Republik ist vom Atlantischen bis zum Stillen Meere, von Kanada bis nach Mexiko überall dieselbe, und ich hätte eigentlich von amerikanischen Barbiersalons reden sollen. Zu meiner Rechtfertigung will ich sagen, daß ich den Titel californische Barbiersalons nur deshalb gewählt habe, um auch über diesen Aufsatz, dem Inhalte des Buches entsprechend, den Glanz des Goldlandes zu verbreiten. Gerne will ich aber von jetzt an die Bezeichnung amerikanische Barbiersalons gebrauchen.

Die hochmütigen Europäer mögen es den bescheidenen Amerikanern gerne sozusagen unter die Nase reiben, daß die Künste in diesem Lande noch eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Dies mag in Bezug auf Museen, Bildergallerien und ähnliche kostspielige, ziemlich nutzlose Anhäufungen von sogenannten Kunstgegenständen nicht ganz unrichtig sein, obgleich es bereits eine erkleckliche Anzahl von amerikanischen Farbenklecksern und Marmoranshauern giebt, die sich nicht entblöden ihre Werke öffentlich auszustellen. Für jeden praktisch veranlagten Menschen an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts bleibt aber die Thatsache unbestritten, daß ein amerikanischer Barbiersalon, dessen Künstler ihren Stolz darin suchen, die lebendige Männerwelt zu verschönern und derselben gleichzeitig eine glückliche Stunde zu bereiten, hoch

über den europäischen Kunstinstituten, z. B. einer Pinakothek oder Glyptothek steht, deren Ausstellungsobjekte nur für das Auge einen zweifelhaften Wert besitzen. Eine freie Stunde in einem amerikanischen Barbierstuhl zu verbringen, ist denn doch ein ganz anderer Genuß, als ein stundenlanges ermüdendes Umherwandeln in den mit langweiligen Heiligenbildern angefüllten Sälen der alten Pinakothek in München, oder gar unter den jämmerlich zugerichteten Marmorgruppen der seligen Niobe und ihrer Söhne in den Uffizien in Florenz! —

Ein amerikanischer Barbiersalon ist, wie bereits sein Name andeutet, nicht eine armselige und lichtscheue deutsche Barbierstube mit den gelben Blechtellern am rostigen eisernen Haken als Aushängeschild, sondern eine sonnige Künstlerwohnung. Ein rot, weiß und blau gestreifter Marschallsstab (barber's pole) vor der Thür bezeichnet auf sinnige Weise das Hauptquartier eines Feldherrn der Rasierklinge, wo ein verwilderter Republikaner seinen Barturwald ausroden lassen kann, — wie sich ja auch die amerikanischen Apotheken durch riesige Vasen, die weithin einen leuchtenden Farbenschimmer verbreiten, der pillenbedürftigen Menschheit bemerkbar machen. Ein solcher Salon ist ganz das Gegenteil seines transatlantischen Namensvetters, wo das eingeseifte Schlachtopfer des Barbiermessers mit einem Handtuch um den Hals steif auf einem Stuhl sitzen muß, und aus welchem der nichts weniger als sauber gekleidete Besitzer morgens vor dem Kaffee wie ein Raubtier aus seiner Höhle hervorstürzt, mit dem fettigen Samtbeutel von Thür zu Thür rennt und den Seifenschaum aus der gelben Büchse über die Straße spritzt.

In einem amerikanischen Barbiersalon sieht es vornehm aus. Riesige Spiegel und farbenreiche Bilder — schöne Frauen mit halb enthüllten Reizen, anmutige Liebesscenen, Darstellungen von Faustkämpfen und andere einem verfeinerten Geschmack Rechnung tragende Schaustücke — hängen in vergoldeten Rahmen an den Wänden, Damastvorhänge vor den Spiegelscheiben der hohen Fenster, Kronleuchter von der bunt gemalten Decke; der Fußboden ist mit feinem Wachstuch belegt, marmorne Waschbecken, Mahagonitische u. s. w. vollenden die prunkhafte Ausstattung des

Salons. Zur geschäftlichen Einrichtung desselben gehört eine lange Reihe von eigentümlich geformten, mit rotem Sammet überzogenen Sesseln, woran gepolsterte bewegliche Kopflehnen angebracht sind, denen ähnlich, die man an den Schmerzensstühlen der Zahntechniker sieht; davor stehen, gleichfalls mit rotem Sammet überzogene, gepolsterte hohe Böcke. Diese Doppelsessel dienen den geehrten Kunden als Ruhelager, indem sie sich bequem der Länge nach darauf ausstrecken, das Haupt auf der Kopflehne, die Füße auf dem Bock ruhend.

Ein Barbier, der hierzulande in der bürgerlichen Gesellschaft eine geachtete Stellung einnimmt, ist in Amerika gleichzeitig Haarschneidekünstler und in den meisten Fällen auch der Besitzer mehrerer mit seinem Salon in Verbindung stehender Badezimmer; dagegen ist er weder Wundarzt noch Geburtshelfer, und noch weniger befaßt er sich mit Schröpfen, Aderlassen, Zähneausreißen und Hühneraugenschneiden, wie sein entarteter deutscher Kollege. Dergleichen niedere Abarten des Barbiergeschäfts werden von dem amerikanischen Rasierkünstler mit Recht als tief unter seiner Würde stehend betrachtet. Nur das Blutegelsetzen besorgt er gelegentlich außerhalb seiner Geschäftsräume für das humane Honorar von Einem Dollar den Blutegel.

In diesem bevorzugten Lande der Freiheit und Gleichheit fallen auch in einem Barbiersalon alle Grade einer sozialen Rangordnung fort. Die Kunden werden, wie sie eintreten, der Reihe nach bedient. Ein Arbeiter oder Handwerker würde sein früheres Anrecht auf einen leer gewordenen Barbierstuhl nicht einmal dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, viel weniger einem Geldprotzen oder gar einem säbelrasselnden Militär abtreten. Im geknechteten Deutschland ist eine solche Lebensanschauung gleichberechtigter Menschenwürde ganz undenkbar. Ein gemeiner Soldat muß dort selbstverständlich dem ersten besten Seconde-Lieutenant, der Arbeiter seinem Fabrikherrn oder Rittergutsbesitzer, der Diener seinem Vorgesetzten, der Niedere dem Höheren den Vorrang einräumen und kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht halb rasiert und gekämmt aufstehen muß, um einem im sozialen Range über ihm stehenden Platz zu machen.

Die glücklichen Besitzer jener Verschönerungsanstalten sind fast ausschließlich Neger und Deutsche, unter denen jedoch die „Herren von Farbe" den ersten Rang behaupten. Selten wird ein eingeborener Amerikaner die Laufbahn eines Barbiers betreten, weil bekanntermaßen bei ihm der Kunstsinn weniger ausgebildet ist als bei den Afrikanern und Deutschen; dagegen ist er der beste Kunde in jenen Salons und liebt es, recht oft eine wollüstige Stunde auf dem sammetgepolsterten Doppelsessel zu verbringen. In San Francisco giebt es jedoch zu meinem Bedauern noch keine Barbiersalons, in denen das Rasieren von jungen Damen besorgt wird, wie in mehreren Städten im Osten der Union, wo sich solche Verschönerungsanstalten erklärlicherweise eines zahlreichen Zuspruchs erfreuen. Weshalb sich diese angenehme Neuerung noch nicht im Goldlande eingebürgert hat, ist mir unbegreiflich. Daß die Blödigkeit vor dem zarten Geschlecht dies verbietet, ist kaum anzunehmen; und das Rasieren der Männer von sanften Frauenhänden bedeutet doch unzweifelhaft einen Fortschritt in der Kultur, der einem jungen Gemeinwesen, wie Californien, unter allen Umständen zur Richtschnur dienen sollte! —

Wir wollen uns jetzt in den hochfeinen Barbiersalon des weltberühmten Palace-Hotels in San Francisco begeben. Zunächst suchen wir die mit dem Salon durch eine Wendeltreppe in Verbindung stehende unterirdische Badeanstalt auf, wo die einer Abwaschung bedürftigen Kunden für den geringen Preis von ¼ Dollar (1 Mark) zwischen Süß- und Salzwasser-, warmen, kalten und Brausebädern die Wahl treffen können. Nachdem wir in einer geräumigen Wanne aus milchweißem Porzellan den Staub der Goldstadt abgewaschen haben, steigen wir wieder hinauf in den zu ebener Erde liegenden Salon, um uns dort den Händen eines vielerfahrenen Bart- und Haarkünstlers anzuvertrauen. Von den auf einem Mahagonitisch in großer Zahl liegenden Zeitungen, belletristischen und illustrierten Blättern wähle ich die neueste Nummer von Harpers Wochenjournal als passenden Lesestoff aus. Ich strecke mich der Länge nach bequem auf einen Doppelsessel, vertiefe mich in die anschaulichen Mordsceenen

eines Handgemenges zwischen rough riders und Spaniolen bei Santiago und übergebe mein Haupt, das sanft auf dem Samtkissen ruht, den Händen eines sauber gekleideten rabenschwarzen Künstlers, der dasselbe zunächst einem langen und prüfenden Kennerblicke unterwirft. Alsdann nimmt mich der Afrikaner „in Arbeit" und reibt mir, nachdem er behutsam ein schneeweißes Leinentuch hinter meinen Hemdkragen gesteckt und sorgfältig über die Weste ausgebreitet hat, den Stoppelbart etwa acht Minuten lang mit wohlriechendem Seifenschaum ein, bei welcher zart verrichteten Einbalsamierung meines Gesichts, die einen mesmerierenden und außerordentlich wohlthuenden Einfluß auf das Nervensystem ausübt, ich die Augen unwillkürlich schließe und Harpers Wochenjournal mit den herrlichen Schlachtbildern aus Cuba leise in den Schoß sinken lasse.

Die Leichtigkeit, mit welcher der wohlerzogene Neger das Rasiermesser handhabt, steht in schroffem Gegensatz zu der ungeschlachten Weise, womit ein deutscher Bartscherer sein Handwerk betreibt. Statt wie dieser rücksichtslos und grob mit der Klinge über das Kinn und die Wangen seines oft blutenden Opfers zu fahren und dasselbe dabei unästhetisch an der Nase zu packen, hebt der Urenkel eines Kongofürsten die Bartschößlinge sozusagen sanft mit den Wurzeln heraus, wobei er die Haut mit den Fingerspitzen hin und her zieht und sie ab und zu mit einem Schwamm voll wohlriechender Essenzen benetzt und geschmeidig macht. Diese sich oft wiederholende Arbeit nimmt ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch. Nun betupft er das Gesicht mit einem frisch aus der Wäsche gekommenen, mit echtem Kölnischen Wasser stark angefeuchteten feinen Leinentuche, bis der duftende Spiritus verflogen ist, bepudert dasselbe alsdann mit einem mit Lilly White angefüllten Schwanenflaum, spritzt, etwas zurücktretend, den feinen Strahl einer wie Veilchen duftenden Flüssigkeit aus einer kleinen hohlen Gummikugel darüber hin, — und siehe da! die mustergiltige Arbeit des Rasierens ist gethan.

Jetzt muß ich meine bequeme Lage auf dem Doppelstuhl aufgeben und mich aufrecht hinsetzen, denn es kommt das Hauptthaar an die Reihe und zwar, da wir alles mitmachen wollen, was die

Barbierkunst in diesem fortschrittlichen Zeitalter zu bieten vermag, zunächst das Shampúen (shampooing), — für einen Amerikaner ein Lebensbedürfnis! — Eine volle Viertelstunde lang wird das Haupthaar und, wo ein solcher vorhanden ist, auch der Bart mit lieblich duftendem Schaum, der sich unter den Händen des Künstlers aus einer weißlichen Flüssigkeit entwickelt, eingerieben, um die Haare von fremdartigen Atomen gründlich zu reinigen, welche Arbeit der geschickte Afrikaner, gegen das Ende derselben alle zehn Finger auf einmal gebrauchend, mit einem solchen Kraftaufwand betreibt, daß mir dabei zehntausend Funken vor den Augen herumtanzen. Nachdem die Kopfhaut und das Haar so sauber wie möglich sind, wird ein starker Strom lauwarmen Wassers vermittelst einer an einem Gummischlauche befestigten Brause über einem Marmorbecken auf das Haupt geleitet, um den Schaum wieder aus den Haaren zu entfernen. Schließlich wird mein Kopf, welcher vom Reiben glüht, als käme er soeben aus einem Backofen, mit wohlriechendem Wasser gekühlt, dessen Düfte der Künstler mit einem Fächer aus Palmblättern mir wie blütenschwangeren Zephyr um das Haupt fäuseln läßt, und dann mit einer neuen Auflage von schneeweißen Leinentüchern trocken gerieben.

Nach beendetem Shampúen beginnt der Schlußakt des Frisierens. Pariser Pomaden und arabische Öle träufeln süß duftend herab; das Haar wird nach der neuesten Mode hinten sowohl wie oben gescheitelt und an den Seiten in kunstvollem Aufbau emporgearbeitet, so daß ich eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Kakadu gewinne. Die in den Südstaaten eingeführte Neuerung, das Haar vermittelst einer durch Wasserdruck oder Dampfkraft getriebenen, an einem Schwungriemen von der Zimmerdecke herabhängenden sich schnell drehenden, walzenähnlichen Bürste zu kämmen, hat in Californien keinen Beifall gefunden. Der oft mangelhafte Haarwuchs wird dadurch ohne Frage mehr als nötig strapaziert, und das Gefühl in den heftig aufwärts gezogenen Haaren erinnert an Skalpieren. Ich sah in einem Mammutbarbiersalon in New Orleans vierundzwanzig solcher geschwind kreisenden Haarwalzen an den Köpfen der Kunden auf einmal in Thätigkeit,

ein Anblick, der den Eindruck machte, als befände man sich in einer Fabrik.

Mittlerweile hat mir ein Negerknabe, während ich auf dem Doppelsessel ruhte, die Stiefel auf den Füßen glänzend poliert. Nachdem ich mich erhoben habe, werden mir die Kleider mit einem Strohwisch rein geschlagen, mein Schlapphut wird sauber gebürstet und an der Krone ein wenig eingedrückt, und ich zahle dem rabenschwarzen Künstler sein wohlverdientes Honorar von 85 Cents = 3 Mk. 50 Pfg. (je 25 Cents fürs Baden, Rasieren und Shampúen und 10 Cents fürs Stiefelwichsen), mit dem Bewußtsein, im Barbiersalon des Palace-Hotels in San Francisco eine Stunde meines Daseins in höchster Potenz irdischer Glückseligkeit verbracht zu haben.

Mein Reisegefährte Dick nach der Soda-Bai.

Eine Reisebeschreibung ist nur dann ein Genuß für den Zuhörer oder Leser (so sagte mir einst eine geistreiche Frau), wenn eine bedeutende Persönlichkeit den Mittelpunkt darin bildet, der die Ereignisse sowohl wie die Naturschilderungen sich arabeskenartig anschmiegen. — Dieser Ausspruch kam mir ins Gedächtnis, als mein alter Freund Fritz aus New York mir jüngst in San Francisco einen Besuch abstattete und mich bei dieser Gelegenheit bat, ihm von meinen Reisen im Goldstaate etwas mitzuteilen.

Ich sage dir, alter Junge, erwiderte ich ihm, wenn meine Reisen deine Neugier erregt haben, so will ich dir gleich einmal eine Beschreibung von meinem Ausflug nach der Soda-Bai zum besten geben. Das Glück begünstigte mich damals sehr, indem ich den ungezogenen Dick, einen echt californischen Charakter, kennen lernte, dessen lebensgetreue Zeichnung meiner Reisebeschreibung erhöhten Reiz leihen wird.

Wo liegt die Soda-Bai, und wer ist Dick? fragte mich der wißbegierige Fritz, indem er eine echte Henry Clay aus meiner Cigarrenkiste hervorholte, dieselbe anzündete und es sich dann in meinem Schaukelstuhl, die Füße auf den davorstehenden Tisch gestreckt, bequem machte. Du weißt, so fuhr er fort, ich bin fremd in Californien, und du mußt meine Frage, bitte, entschuldigen.

Nur Geduld, lieber Freund, entgegnete ich. Du wirst doch nicht von mir verlangen, daß ich dir gleich beim Beginn dieser kleinen Erzählung alle meine Geheimnisse enthülle. Die Aufschlüsse, welche du von mir verlangst, sollen in richtiger Reihenfolge und zu deiner vollständigen Befriedigung erledigt werden. —

An einem windigen Nachmittage im vergangenen August — so begann ich meine Reiseschilderung — betrat ich das Verdeck des stattlichen Dampfers Tiburon, der nach Point Tiburon fährt, wo die San Francisco und Nordpacific-Eisenbahn ihren südlichen Endpunkt hat. Bald lag die von Nebeln überflutete große Goldstadt uns im Rücken und wir durchfurchten die breite Bai, auf welcher zahlreiche hochmastige Klipperschiffe vor Anker lagen, die berühmte Weizenflotte Californiens. Ein Blick durch das Goldene Thor zeigte in der Ferne das Stille Meer, dessen Spiegel aber bald verschwand, als wir an der mit Festungswerken gekrönten kleinen Insel Alcatraz vorüberfuhren. Von links herüber grüßten uns die bewaldeten grünen Höhen und weiß schimmernden Häuser von Sansalito, gleich darauf die mit Villen geschmückte malerische Halbinsel Belvedere, in deren Nähe der Dampfer bei Point Tiburon anlegte.

Das Wetter war plötzlich warm geworden, ein tiefblauer Himmel wölbte sich über uns. Es war wie ein Schritt aus dem Herbst in den Sommer.

Ich will dir keinen Vortrag über Witterungsverhältnisse in Californien halten, lieber Fritz — so fuhr ich fort —, muß aber bemerken, daß es in diesem gesegneten Staate ein Küsten- und ein Binnenlandklima giebt. San Francisco erfreut sich einer Vereinigung beider Klimata, obgleich das Küstenklima dort im Sommer fast die Alleinherrschaft führt. Seenebel, Wind und Staub, blauer Himmel und strahlender Sonnenschein wechseln hier alsdann auf wunderbare Weise miteinander ab, so daß es schwer hält, zwei Besucher der berühmten californischen Großstadt zu finden, deren Ansichten über das in ihr herrschende Wetter gleichlautend sind. Mit zarten Nerven besaitete Leute, denen der pfeifende Passatwind und die Baßklänge des Nebelhorns unangenehm sind, giebt es leider in San Francisco in Menge, obgleich auch diese es sich zur Regel machen, unser unvergleichlich schönes Wetter, mit besonderer Betonung des „gloriosen Klimas von Californien“, vor den Fremden bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hochzupreisen. Trotzdem ist es nicht zu leugnen, daß für die Herren ein Überzieher aus schwerem Tuch und für die Damen

eine Jacke aus Seehundsfellen im Juli und August etwas eigentümlich aussieht.

Die Eisenbahn läuft nicht weit vom westlichen Gestade der San-Pablo-Bai, des nördlichen Ausläufers der großen San-Francisco-Bai, durch eine hügelige Landschaft. Es begleiten uns die Dir bereits bekannten braunen Berge und Gelände, welche Californien während der trockenen Jahreszeit zur Schau trägt, wir donnern durch verschiedene finstere Tunnels, bis plötzlich das in reizender Umgebung liegende Städtchen San Rafaél erscheint. San Rafaél ist durch den langgestreckten 2597 engl. Fuß (792 m) hohen Tamalpais, dessen Gipfel jetzt auf einer 8 Meilen (12 km) langen, sich durch zahllose kurze Biegungen auszeichnenden Eisenbahn leicht erreicht werden kann, vor den Seewinden geschützt und erfreut sich eines außerordentlich gleichmäßigen milden Klimas. Viele steinreiche San Franciscoer haben dort für ihren Sommeraufenthalt palastartige Landhäuser erbaut. Die malerischen Umgebungen des freundlichen Ortes und der Blumenflor in seinen Gärten bilden eine herrliche Augenweide und setzen jeden Fremden, der sie schaut, in Entzücken. Nur eine halbe Stunde davon entfernt liegt am Ufer der San-Pablo-Bai das stattliche Zuchthaus San Quentin, dessen Bewohner das liebliche Bild der californischen Landschaft tagtäglich aus ihren mit schwedischen Gardinen verschönerten Fenstern bewundern können.

Nach kurzem Aufenthalte fahren wir weiter und treten bei der Stadt Petaluma, $36^1/_2$ engl. Meilen ($58^3/_4$ km) von San Francisco, in das Sonóma-Thal (das Thal des Mondes). Der indianische Name dieses Thales soll in der den Rothäuten auffälligen Erscheinung begründet sein, daß der Mond dort beim Aufgehen über einer gezackten Bergkette sechs- oder siebenmal verschwindet, ehe er sich frei in den Äther hebt; ich bin aber noch keinem Weißen begegnet, der dies je gesehen hat. Dir, lieber Fritz, ist das Sonóma-Thal ohne Zweifel bereits durch seine vortrefflichen Weine bekannt geworden. Dies gesegnete Stück Erde würde ein wahres Paradies für die Winzer Californiens sein, wären die Phylloxeren nicht recht unangenehme Mitbewohner. In Sonóma wütet seit Jahren ein Krieg aufs Messer zwischen den deutschen

Weinbauern und den Rebläusen, in welchem die letzteren leider meistens den Sieg errungen haben. Das Pfropfen von fremden Reben auf einheimische Stöcke scheint das beste Mittel gegen die zerstörungswütigen Phyloxeren zu sein. Die mit einem zierlichen Saugrüssel ausgerüsteten Tierchen können nämlich den harten, mit Harz gesättigten Wurzeln der amerikanischen Stöcke zu ihrem Ärger nichts anhaben. Die so bepflanzten Weinberge sind bis jetzt nicht zerstört worden, und man darf Sonóma immer noch als das erste Weinland von Californien bezeichnen. Seine Riesling-, Gutedel-, Traminer-, Zinfandel- u. s. w. Weine haben sich einen wohlverdienten Ruf erworben. Sogar in Californien, wo in früheren Jahren nur ungern einheimische Weine getrunken wurden, sind diese sozusagen hoffähig geworden und es werden jetzt Sonóma- und andere bessere californische Weine auch auf den Tafeln der Millionäre den Gästen kredenzt.

Es wird dir auch etwas neues sein, lieber Fritz, daß das inmitten des Thales liegende schläfrige Städtchen Sonóma die Hauptstadt der Republik California gewesen ist. Der berühmte Pfadfinder J. C. Fremont hißte dort am 14. Juni 1846 die Bärenflagge auf, womit sich Californien von Mexiko unabhängig erklärte. Die Republik California hatte aber nur kurze Dauer, und die Bärenflagge mußte bereits am 7. Juli desselben Jahres dem ruhmreichen Sternenbanner Platz machen. Trotzdem ist die Bärenflagge die Jugendgeliebte jedes graubärtigen Californiers geblieben!

Doch ich will mit meiner Reisebeschreibung fortfahren. Während der Eisenbahnfahrt gewahrte ich zu beiden Seiten abgeerntete Weizenäcker, die mit zerstreut wachsenden Eichen bestanden waren, Weinberge, Obstgärten, Farmgebäude, Holzungen und schwellendes Hügelland, gegen Nordost durch die Hügelkette abgeschlossen, welche das Sonóma-Thal von dem Napa-Thale scheidet. Der breite Gipfel des 4343 Fuß (1324 m) hohen Mount St. Helena, des höchsten Berges in dieser Gegend, der 3471 Fuß (1058 m) aufsteigende Geyser Pik, der in der Nähe der berühmten californischen Geyser liegt (die aber keine Geyser sind), und der langgestreckte niedrigere Schweinsrücken (hogs-back) treten rechter Hand

in das Gesichtsfeld. Die bedeutenderen Städtchen an der Bahn sind Petaluma, Santa Rosa, Healdsburg und Cloverdale, freundliche Ortschaften, die sich eines erheblichen Wohlstandes erfreuen. Petaluma ist durch seinen vortrefflichen Käse bekannt geworden. Selbst einem Feinschmecker möchte es schwer fallen, den echten Schweizer- und Limburger Käse, sowie den vornehmeren fromage de Brie und fromage Roquefort von seinem Namensvetter aus Petaluma zu unterscheiden. In Cloverdale (84 engl. Meilen = 135¼ km von San Francisco) stieg ich Punkt acht Uhr abends aus dem stinkenden Rauchwagen der S. F. u. N. P.-Eisenbahn, dessen schmutziger Boden mit zerrissenen Zeitungen, zerknitterten Papiertüten, Nußschalen, Resten von pop-corn (zusammengekleisterter Mais) und Obst, namentlich von Orangen und Bananen, Spucknäpfen, Cigarrenstummeln, Überbleibseln von Cigaretten und dergleichen mehr mosaikartig verschönert war, und bald darauf fand ich ein gutes Unterkommen im United States Hotel.

Um Gottes willen! — unterbrach mich Fritz — welch eine breitspurige, schauderhaft langweilige Reisebeschreibung! — Das Wetter in San Francisco, die Höhen- und Meilenangaben, die du sogar in Meter und Kilometer überträgst, die Rebläuse, die Bärenflagge, der Käse von Petulama und der schmutzige Rauchwagen sind mir höchst gleichgiltig. Von der Soda-Bai möchte ich etwas vernehmen, deren geographische Lage ich irgendwo am Stillen Meere vermutete. Wie es scheint, fahren wir aber munter landeinwärts, und zwar durch eine ganz gewöhnliche Gegend. Oder ist diese Soda-Bai vielleicht ein Temperenznest, mit dessen Beschreibung du mich ärgern willst? Und wer ist denn eigentlich dein Reisegefährte Dick? Ist er etwa ein Wassertrinker oder eine ähnliche Person? —

Schon gut, mein Lieber! erwiderte ich, unangenehm berührt von dieser Unterbrechung. Wenn ich mich bei der Schilderung meiner Reise so nebenbei über die landschaftlichen Reize und Eigentümlichkeiten des Wunderlandes Californien verbreite, so solltest du mir dankbar sein, daß ich dadurch deine Kenntnisse bereichere. Fülle doch dein Glas wieder mit dem trefflichen Gutedel, rauche deine Regalia ruhig weiter und störe mich, bitte,

nicht in meiner Erzählung. Wo waren wir denn gleich? Richtig! im United States Hotel in Cloverdale! —

Früh am folgenden Morgen stand unter den Bäumen vorm Gasthause eine mit vier Schimmeln bespannte Postkutsche (Stage), welche mich über das Gebirge nach dem etwa 35 engl. Meilen (56 km) entfernten Clear Lake, einem großen Landsee in Lake-County, der sogenannten californischen Schweiz, bringen sollte. Meine Reisegefährten, ein ältlicher, ausgemergelter Amerikaner mit einem trübseligen Gesicht, seine junge wohlgenährte Gattin, die ihren Eheherrn stets Doktor anredete, und der lustige Dick nahmen im Wagen Platz, eine Unmasse von Postbeuteln fand ein Unterkommen auf dem Kutschendach, während ich es mir neben dem Rosselenker bequem machte. Die Frau Doktor war im Besitz eines gewaltigen Saratoga-Koffers, über dessen Riesengröße und den mutmaßlichen Inhalt die beim Abfahren der Stage gegenwärtigen Cloverdaler Bummler zum Ärger von Madam sich laute Witze und Erörterungen erlaubten. Drei Chinesen hoben den Koffer, der wie ein kleines Haus mit rundem Dach aussah, unter wie mir schien keineswegs schmeichelhaften Bemerkungen in der wohlklingenden Sprache des Confucius mühsam hinten auf das Gefährt, wo sie ihn unter einer schweren Lederschürze in Sicherheit brachten. All right (Alles in Ordnung?) John? fragte der Kutscher vom Bock den ihm zunächst stehenden Zopfträger. All leit! you sabbe! *) antwortete giftig der schlitzäugige Mongole. Die Peitsche knallte, vorwärts sprengten die vier Schimmel, wie aus der Pistole geschossen, und bald lag Cloverdale mit der langen dorfähnlichen Straße hinter uns.

Nachdem wir durch das breite, mit Kies bedeckte Flußbett des zu dieser Jahreszeit fast ausgetrockneten Russian River gefahren waren, gelangten wir bald darauf ins Gebirge. Zur rechten Seite brauste tief unter uns der Schwefelbach (sulphur-creek), der hier und da seine Ufer und die Felsen in seinem Bett

*) Die Chinesen können das R nicht aussprechen und gebrauchen dafür ein L. — Sabbe ist dem spanischen sabber (wissen) nachgebildet. Das Englische, das die Chinesen in Californien radebrechen, ist mit Flickwörtern untermischt.

schmutziggelb gefärbt hatte und einen Schwefelgeruch deutlich verspüren ließ. Braunrotes Manzanitagebüsch, hohe Madroñas, mit glatten, rötlichen Stämmen, und Laubhölzer mannigfaltiger Art bedeckten die schräge Uferwand, jenseits des Baches lag ein Höhenzug, während linker Hand dicht an der Straße die Berge steil emporstiegen. Die Gebirgslandschaft mit ihrem Gemisch von Felsen und Klüften, waldbedeckten Abhängen, Baumriesen und grünen Matten war wildromantisch, die Fernsicht oft großartig schön.

Auf meilenlangen Strecken war die Straße aus den Bergwänden herausgeschnitten und dabei so schmal, oft an Hunderte von Fuß jäh abfallenden Abhängen hinführend, wo nicht die geringste Schutzwehr angebracht war, daß zwei Wagen dort unmöglich aneinander vorbeifahren konnten. Gelegentlich ließ der Kutscher ein lautes Hallo erschallen, um Fuhrwerke, die uns vielleicht entgegen kämen, zu warnen, damit sie beizeiten an einer breiteren Stelle der Gebirgsstraße halten und uns vorbeilassen sollten. Begegnen sich trotz alles Hallorufens mitunter zwei Wagen, wo die Straße besonders schmal ist, so müssen die Pferde ausgeschirrt und hinten an eins der Gefährte gespannt werden, und dies dann nach einer breiteren Ausbiegestelle zurückziehen, ein ziemlich gefährliches Verfahren, das uns gottlob erspart blieb.

Unser Rosselenker machte den berühmten californischen Stage-Kutschern alle Ehre und jagte auf der schmalen Straße, die sich in den unglaublichsten kurzen Biegungen an den Abhängen hinschlängelte, mit Todesverachtung bergauf und bergab. Aus dem Wagen erscholl oft stoßweise die ängstliche Stimme der Madam: Um Himmelswillen, Doktor, wenn wir dort hinunterstürzten! — Kutscher, Kutscher, nehmen Sie sich in acht! — Doktor, Doktor, halten Sie den Dick fest! — u. s. w. Daß der Schwager auf dem Bock und ich uns verschiedene unschuldige Witze über die kreischenden Insassen der Kutsche erlaubten, und jener nur um so kräftiger auf die Gäule einhieb, wirst du, lieber Fritz, begreiflich finden.

Von der Paßhöhe, die 3000 Fuß (915 m) über dem Meere liegt, hatten wir eine herrliche Fernsicht auf die waldbedeckten

Berge von Mendocino-County, und bald darauf zeigte sich weit vor uns der helle Spiegel des Clear-Lake, überragt von dem hochgewölbten Doppelgipfel des Uncle-Sam-Berges. Im schlanken Trab gings auf einem entsetzlich steinigen Wege ins Thal hinunter. Die Kutsche machte dabei fast unausgesetzt recht unangenehme Sätze und Seitensprünge, was vermehrte Jammerrufe aus dem Wagen zur Folge hatte. Gegen den vorlauten Dick, mit welchem sich die Frau Doktor zwischen dem Angstgeheul zu zanken liebte, hegte ich bereits einen tiefen Groll, zumal ich, wie ich gestehen muß, von jeher eine große Abneigung gegen das freche Jungamerika gehabt habe. Bei den Heilquellen von Highland Springs, wo eine Schar rheumatischer Gäste auf der Veranda des Gasthauses herumhumpelte, hielten wir eine kurze Weile. In mißverstandener Güte füllte ich ein Blechnäpfchen mit wohlschmeckendem Mineralwasser, dessen Hauptbestandteile Schwefel, Eisen, Antimon und Glaubersalz waren, um meinem jungen Reisegefährten einen Labetrunk zu kredenzen. Dick wies den lauwarmen Trank höhnisch zurück. Warte nur! — dachte ich — mit dir, mein Lieber, werde ich bald einmal ein Hühnchen pflücken! —

Als wir uns dem Clear-Lake näherten, erfreute mich endlich wieder einmal eine hübsche Farm. Auf glattem Wege fuhren wir an der Seite eines von Hochwald umrahmten grünen Wiesengrundes rasch dahin, dann über einen Hügelrücken, bis der breite See plötzlich dicht vor uns lag. Derselbe bildete hier eine halbmondförmige Bucht, welche links von niedrigem, waldbedecktem Festland, rechts von einer sich in die Flut erstreckenden schmalen Landzunge begrenzt ward, — die Soda-Bai. Bald darauf hielt unser Viergespann inmitten eines natürlichen Parkes von alten Steineichen vor einem großen aus Holz erbauten Gasthause, um welches ringsherum eine breite, überdachte Veranda lief: dem Soda-Bai-Hotel, dem Ziele meiner Reise.

Entschuldige mich, daß ich dich unterbreche! — rief Fritz — deine Gebirgsfahrt war recht unterhaltend, und die geographische Lage der Soda-Bai ist mir endlich klar geworden, obgleich mir der Name rätselhaft bleibt. Aber du hast bis jetzt nur höchst unbestimmte Andeutungen über den dummen Jungen Dick gemacht.

obgleich derselbe die Hauptperson in deiner Reiseschilderung sein soll. Eine genauere Bekanntschaft mit jenem Schlingel würde mir erwünscht sein.

Warum diese Bucht am Clear-Lake die Soda-Bai heißt, willst du wissen? — entgegnete ich. Der Name rührt von einem gewaltigen sodahaltigen Sprudel her, der in geringer Entfernung von der vorhin genannten Landzunge unmittelbar aus dem See emporbricht. Über dem Sprudel ist ein kleines Badehaus errichtet, das, im See liegend, sich aus der Ferne seltsam ausnimmt. Vom Gasthause ist das ungefähr eine halbe englische Meile (3/4 km) von dort entfernte Badehäuschen nur durch Ruderboote zu erreichen. Während meines Aufenthaltes im Soda-Bai-Hotel begab ich mich öfters dahin, und ich kann dir sagen, lieber Fritz, daß ein Bad in jenem Sprudel ebenso eigenartig wie erfrischend ist, sozusagen ein natürliches Champagnerbad. Das durch Kohlengase mehrere Fuß hoch über den Spiegel des Sees mächtig emporgetriebene lauwarme Wasser braust aus einer Felsenhöhlung am Grunde empor, als brodle dort ein riesiger Kochtopf. Jede 24 Stunden wirft dieser Sodavulkan eine halbe Million Gallonen Sodawasser aus: genug, um sämtliche Sodawassertrinker in Nordamerika mit diesem ihrem Lieblingsgetränk versorgen zu können. Beim Baden muß man sich an einem Strick festklammern, der inwendig vom Dache des Häuschens herabhängt. Dabei muß man den Kopf hübsch hoch über dem Wasser halten, um nicht in den Gasen zu ersticken, denn es ist schier unmöglich, im Sprudel auf den Füßen zu stehen. Für kurz gewachsene Leute, die den zerrissenen Felsboden nicht mit den Zehen erreichen können, ohne das Kinn dabei ins Wasser zu tauchen, ist dies Herabbaumeln am Strick nicht sehr angenehm, da die brausende Flut sie hin und her schleudert, wogegen ein Mann von der Durchschnittlänge eines preußischen Gardisten einen doppelten Genuß in einem solchen Bade hat. Den Besuchern wird anempfohlen, nur bei frisch wehendem Winde, der die Gase forttreibt, dort ein Bad zu nehmen. Eine Woche vor meiner Ankunft im Soda-Bai-Hotel ertrank oder vielmehr erstickte ein Franzose in dem Sprudel, weil er seinen Kopf zu dicht über dem Wasser gehalten

hatte. Im übrigen ist ein solches Champagnerbad ganz ungefährlich! —

Als ich am ersten Abend auf der Veranda saß, wo mein griesgrämiger Reisegefährte, seine stattliche Ehehälfte und Dick ebenfalls Platz genommen hatten, fragte mich der Doktor plötzlich: How does this Lake compare with Lake Como? (Wie läßt sich dieser See mit dem Como-See vergleichen?) Ich muß gestehen, es überraschte mich wohlthuend, daß der Doktor meine Bekanntschaft mit Italien als selbstverständlich voraussetzte, denn in unserem Reisezeitalter muß ja ein Mensch, der auf Bildung Anspruch machen will, aus eigener Anschauung über das Vaterland der edlen Lazzaroni mitreden können. Gleich war ich bereit, ihm eine erschöpfende Antwort zu erteilen.

Wenn das spärlich bewaldete Ufer drüben, — entgegnete ich — an welchem von den Höhen die kahlen braunen Stellen strichweise herunterlaufen, mit grünen Hainen und Hunderten von weißen und buntfarbigen Villen bedeckt wäre; wenn an den öden Gestaden des Clear-Lake hübsche Dörfer und Städte, prächtige Schlösser, Gasthöfe und Landsitze sich aneinander reihten; wenn zahlreiche beflaggte Dampfer, voll von fröhlichen Menschen, und zierliche Gondeln mit roten Baldachinen diese Fluten durchfurchten, und der Gesang der Gondoliere melodisch vom See herübertönte; wenn eine tausendjährige Kultur hier ihre Fußstapfen zurückgelassen, und die Poesie den See, den Wald und das Gebirge verherrlicht hätten: — alsdann, ja alsdann wäre dieser Landsee beinahe so schön wie der Lago di Como. So wie der Clear-Lake jetzt sich darstellt, ist er nur ein breites einsames Gewässer, eingeschlossen von Bergen, die nicht einmal den Reiz des Hochgebirges besitzen, und die nicht hübscher und nicht häßlicher sind, als tausend andere.

Der Doktor, ein gebildeter Amerikaner und weitgereister Mann, der den Azur-Lago in Oberitalien selbst gesehen hatte, war von meinen Auseinandersetzungen wenig erbaut, obgleich er mir nicht widersprechen konnte. Wir redeten noch lange hin und her über die Naturschönheiten der alten und neuen Welt, und mein Reisegefährte erzählte mir manches von Ägypten, Centralamerika

und Ostasien, in welchen Ländern er sich längere Zeit aufgehalten hatte.

Als die untergehende Sonne hinter dem jenseitigen Gebirgsufer des Clear-Lake verschwunden war, genossen wir beim Farbenschmelz des Abendlichtes einen herrlichen Anblick. Der über den Bergen liegende duftige Schleier nahm ihren Umrissen die harten Formen, welche sie im grellen Tageslicht gezeigt hatten. Die glänzenden Wolkengebilde, die sich über dem mit einem rosigen Schimmer übergossenen, von keinem Lufthauch gekräuselten Landsee ausbreiteten, waren von einer Farbenpracht, die den Pinsel eines Hildebrandt begeistert hätte. Im dunklen Laubwerk der Eichen zirpten die Grillen ihr Abendlied, und ab und zu huschte ein Nachtvogel vorüber. Es war, als ob ein poetisches Träumen die ganze Natur erfüllte, ehe sie entschlummern wollte. Jetzt konnte ich dem Doktor nicht widerstreiten, als er behauptete, daß der Lago di Como, trotz der ihn umgebenden tausendjährigen Kultur, sich solcher Sonnenuntergänge nicht zu rühmen vermöchte. An jedem Abend wiederholte sich dieses mit Worten nicht zu schildernde Schauspiel des prächtigen Sonnenuntergangs, bei einer milden Luft, die wir nach der Hitze des Tages mit Wollust einatmeten.

Ein schreckliches Erwachen aus seligen Träumereien pflegte mir die Frau Doktor zu bereiten, wenn sie zu den Klängen eines verstimmten alten Klaviers im hohen Alt und mit einer entsetzlichen englischen Aussprache einige deutsche Volkslieder vortrug, die sie bei ihren Reisen auf dem europäischen Kontinente gelernt hatte, — zum Beispiel:

> Mohrjenrodth, Mohrjenrodth,
> Ljugted mirr sum fruhjen Todth — —

oder:

> Dinh, Dinh lügst mirr im Herjen — —

wobei Dick sie gelegentlich im widerwärtigsten Fistelton gesanglich unterstützte. Du wirst meinen Worten gewiß Glauben schenken, lieber Fritz, wenn ich dir die Versicherung gebe, daß diese Gesangsübungen mir in tiefster Seele verhaßt waren! —

Der Aufenthalt in einer solchen entlegenen californischen

Sommerfrische ist, mit Ausnahme weniger bevorzugten Plätze, ein wahrer Hohn auf das Leben in einem deutschen Badeorte. Nur die Betten, die bekanntlich überall in Amerika vorzüglich sind, verdienten im Soda-Bai-Hotel aufrichtiges Lob. Schöne Musik, hübsche Spaziergänge, Theater, Bälle und Konzerte, ein glänzender Kursaal und namentlich eine gute Küche und Bedienung gehörten dort zu den frommen Wünschen. Eine Kegelbahn, ein uraltes Billard, ein hackbrettartiges Klavier und ein Croquetplatz, das war alles, was die Fremden vorfanden. Die irische Küchenfee lieferte ein ewiges Einerlei von zähen Steaks, Hammelschnitten und Süßigkeiten, welche Gerichte ein schlitzäugiger Chinese lächelnd an der Tafel herumreichte, und die eigens dazu erfunden zu sein schienen, um den Gästen den Magen zu verderben.

Außer mir und meinen drei Reisegefährten, befanden sich noch ein Dutzend Fremde im Gasthof. Die Damen lagen, falls sie nicht Croquet spielten, die meiste Zeit in Hängematten, schliefen oder lasen Romane, die Herren verscheuchten die Langeweile mit Poker und Seven up am Kartentisch und erwarteten mit Sehnsucht die jeden Mittag eintreffenden Zeitungen, welche die neuesten Kurse der Minenbörse in San Francisco, Skandalgeschichten, Mord und Totschlag und ähnlichen aufmunternden Lesestoff enthielten.

Als besonderes Vergnügen konnten sich die geehrten Hotelgäste ab und zu eine Rundreise auf dem See in einem kleinen Dampfboote für den bescheidenen Preis von 2½ Dollar (10 Mk) die Person gönnen. Ich unternahm eine solche Fahrt in Gesellschaft des Doktors und seiner stattlichen Ehehälfte. Dick war, als das Schiff in der Nähe des Gasthauses anlegte, nirgends zu finden, und da der Kapitän nicht auf ihn warten wollte, so mußten wir, trotz der ängstlichen Rufe von Madam, den Vermißten vorläufig seinem Schicksal überlassen. Obschon man mir sonst nicht nachsagen kann, ich besäße einen schadenfrohen Charakter, muß ich doch gestehen, daß ich in diesem Fall den stillen Wunsch nicht unterdrücken konnte, es möchte unserem Herumtreiber ein kleines Mißgeschick zugestoßen sein, z. B. das Begegnen mit einer Klapperschlange oder Tarantel, welche niedliche Tierchen sich gern in der Nähe des Gasthauses aufhielten.

Ich sehe es dir an, lieber Fritz, daß du unruhig wirst und schon wieder Fragen über Dick stellen willst. Beruhige dich, und fülle lieber dein Glas aufs neue mit californischem Rebensafte! Von einer giftigen Klapperschlange oder von einer faustgroßen Spinne wurde der lustige Springinsfeld nicht gebissen oder gestochen. Es wäre auch Schade darum gewesen; denn ein von jenen Ungeheuern ihm bereitetes jähes Ende hätte den guten Namen der Soda-Bai noch mehr beeinträchtigt, als es die von allen californischen Zeitungen ausführlich berichtete Geschichte über den im Bade erstickten Franzosen bereits gethan hatte.

Ehe ich von unserer Seefahrt erzähle, will ich dir die indianischen Namen des Clear-Lake und des Uncle-Sam-Berges nennen, denn ich weiß, du bist ein großer Bewunderer der edlen Rothäute und hast ihre 1620 Sprachen zu deinem Privatstudium gemacht. Die in Lake-County sich herumtreibenden Indianer gehören zu den Stämmen der schmutzigen Digger. Sie sind außerordentlich friedfertig, skalpieren niemand und machen sich im Herbste gern beim Hopfenpflücken nützlich. In der Nähe der Stadt Ukiah (spr. Jukeia) befindet sich eine Niederlassung von etwa 600 Digger-Indianern, die beim Einheimsen der Hopfenernte fast unentbehrlich geworden sind, und das Städtchen Hopland ist eigentlich nur ein indianisches Dorf. Doch auf die Namen zurückzukommen: Der Clear-Lake heißt auf indianisch Lu-po-ya-ma, und der Uncle-Sam-Berg Ko-nok-ti, das heißt der Doppelberg. Nach meinem bescheidenen Dafürhalten war es eine große Geschmacklosigkeit, die wohlklingenden indianischen Namen durch die sehr gewöhnlichen englischen zu ersetzen.

Unsere Rundfahrt auf dem Clear-Lake war von herrlichem Wetter begünstigt. Über uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und ein frischer Lufthauch kräuselte die Wellen, die ihre weißen Wandermützen aufgesetzt hatten, als freute es sie, aus der langweiligen Ruhe aufgerüttelt zu werden. Bald lag das von den Fluten umschlossene Badehaus hinter uns, und wir fuhren lustig hinaus in den breiten See. Einen unangenehmen Eindruck hinterließen die vielen in der Nähe des Badehäuschens auf der Oberfläche des Sees schwimmenden toten Fische, denen das Trinken

des Sodawassers aus dem Sprudel wahrscheinlich schlecht bekommen war. Der Clear-Lake, der genau 1350 Fuß (411 m) über dem Meeresspiegel liegt und 40 bis 150 Fuß tief ist, hat eine Länge von 25 engl. Meilen (40 km) bei einer Breite von 6—12 Meilen (9—19 km) und teilt sich in den weit ausgebuchteten oberen und den doppelarmigen schmäleren unteren See. Einen großartigen Anblick gewährt der sich 2600 Fuß (793 m) über den Clear-Lake erhebende Uncle-Sam-Berg, von dessen hochgewölbtem grünen Doppelgipfel man eine prachtvolle Rundschau genießt, — von der schneebedeckten Sierra Nevada bis nach dem Ocean. Der Berg steht dicht am südöstlichen Ufer, wo sich der See bei den narrows (Engen) in drei Arme teilt, der also in seiner Gestalt Ähnlichkeit mit dem Lago di Como hat. Ein zweites Bellagio an den grünen Hängen des Ko-nok-ti würde den Lu-po-ya-ma bedeutend verschönern!

Der untere See, dem wir zunächst uns zuwandten, zeigte hier und dort parkähnlich bewaldete Ufer, mit malerischer Aussicht auf die ferner liegenden Gebirgszüge und den näher liegenden Ko-nok-ti. Mit Ausnahme einer hübschen Villa im chinesischen Stil, die der Eigentümer des Dampfboots, Kapitän Floyd, dicht oberhalb der Narrows erbaut hatte, gewahrte ich jedoch nirgends Niederlassungen oder gar Städte. Es war, als befuhren wir einen eben erst entdeckten Landsee in einem neuen Weltteil. Am Ende des südöstlichen Seearms entdeckte ich endlich ein paar unter den Bäumen versteckte Holzhäuser, die Hafenstadt des etwa 2 engl. Meilen (3 km) entfernten Landstädtchens Lower-Lake-City, welches sich rühmt, die schönsten Mädchen nicht nur Californiens, sondern der ganzen Welt innerhalb seiner Mauern zu besitzen. Auf der langen, aus Holz erbauten Landungsbrücke bewillkommnete uns ein einzelner Chinese, der sich beim Kapitän erkundigte, ob er schmutzige Wäsche habe. No washing, John! rief dieser dem schlitzäugigen Zopfträger zu, der darauf mit mißmutigen Blicken den Molo verließ.

Überraschend war der Anblick eines großen Schwefellagers und einer Quecksilbermine am nordöstlichen Seearm. Sämtliche Holzhäuser und die Gebäude, in denen sich die Destillierwerke

befinden, sahen aus, als wären sie mit Asche bestreut. Gewaltige Schutthaufen erstreckten sich bis an den See. Lange Wasserleitungen, die auf Holzböcken ruhten, und Dämme führten hinüber nach dem grauweißen Schwefellager, das deutlich an einem Berge zu Tage trat. Die Zinnoberadern und das Schwefellager, welches gleichfalls einen nicht unbedeutenden Zusatz von Quecksilber enthält, liegen nahe beieinander, und der Ertrag beider bildet die Hauptausfuhr vom Clear-Lake. Jeden Monat werden etwa 1000 Flaschen Quecksilber, deren jede $67^1/_2$ Pfund von dem flüssigen Metall enthält, und 2—3 Tonnen (20 Zentner die Tonne) gereinigter Schwefel von diesen Minen in Wagenfuhren nach der Stadt Calistoga im Napathale verschickt, von wo sie mit der Eisenbahn nach San Francisco weiter befördert werden.

Bei unserer Rückfahrt entzückten mich aufs neue die beiden hochgewölbten grünen Gipfel des Uncle-Sam-Berges, den ich zu betrachten nicht müde wurde. Durch die nur etwa $1^1/_2$ engl. Meilen breiten Narrows fuhren wir in den weit ausgebuchteten oberen See nach dem an seinem südlichen Ende liegenden Städtchen Lakeport. Dieses Städtchen erfreut sich im Sommer einer Durchschnittstemperatur von 100° Fahrenheit (30,22° R) und ist die einzige Ortschaft von Bedeutung an den Gewässern des Clear-Lake.

Als wir von unserer Rundfahrt wieder in der Soda-Bai anlangten, begrüßte uns Dick am Landungsplatze mit ausgelassener Freude. Bald darauf lud der Doktor uns alle nach dem Billardhaus zu einem Spiel Poule ein, und es dauerte nicht lange, bis wir eifrig damit beschäftigt waren, die kleinen Kegel mit gut und schlecht gezielten Bällen umzuwerfen. Lautes Lachen erscholl, wenn die gewichtige Frau Doktor sich mitunter zu einem Kunststoß auf die Zehen erhob und ihre prallen entblößten Arme weit über den Tisch streckte, wobei Dick sie jeden Augenblick zu stören versuchte. Selbst der große gelbe Hauskater, der schnurrend auf dem Sofa lag, schien sich über Dicks Frechheit zu freuen. Ich hatte schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, diesem einen Streich zu spielen — — — —

Heiliger Bonifacius! — unterbrach mich Fritz, der auf-

gesprungen war, dabei mit seinen, auf den Tisch gestreckten Füßen die Flasche Gutedel umwarf und die Cigarre fortschleuderte — deine langweiligen Erzählungen über den Doktor und dessen dicke Frau, über das elende Hotel, den im Sprudel ertrunkenen Franzosen, den Clear-Lake und den Lago di Como, mit den ewigen Höhen- und Längenangaben in englischen Füßen und Meilen, Metern und Kilometern, über hopfenpflückende Indianer, Schwefel- und Quecksilberminen und so weiter halte ich nicht länger aus. Jetzt kommt sogar der Hauskater an die Reihe, den du mit Dick zusammenstellst. Willst du mir nun endlich eine Aufklärung über diesen frechen Bengel, deinen Reisegefährten Dick, geben, den du stets so nebenbei erwähnst, und von dem ich eigentlich gar nichts weiß? Wer ist er, und was hat er dir zu leide gethan? Ich glaube wahrhaftig, du willst mich zum Narren haben! —

Wer Dick ist? — entgegnete ich, nachdem ich den Tisch trocken gewischt hatte, ganz erstaunt über diesen Zornausbruch meines Freundes — der kleine Dick, der süße Dick, der zuckersüße Dick ist selbstverständlich der flegelhafte Schoßhund von Madam; ein Mittelding zwischen einem langohrigen californischen Mauleselhasen und einer Ratte, den sie bei Tisch unter ihre Schürze legte, der die Hängematte mit ihr zu teilen pflegte und am Klavier winselnd neben ihr saß, der mich unzähligemal giftig angekläfft und nach meinen Beinen geschnappt hat. Noch heute thut es mir leid, daß eine Klapperschlange oder eine Tarantel den nichtsnutzigen Burschen nicht bei seinem Herumbummeln erwischte. Bei diesem Poule-Spiel war er ganz unausstehlich, bellte fast unaufhörlich und sprang zwischen unseren Beinen herum, so daß ich zuletzt froh war, als er sich eine Weile auf dem Sofa verschnaufte. Jetzt bot sich mir eine Gelegenheit zur Rache dar! Die Frau Doktor hatte mir ihre breiten Schultern zugekehrt und suchte einen schwierigen Stoß auszuführen, wobei ihr Eheherr sie scharf beobachtete, als ich Dick unbemerkt auf den Rücken des großen Hauskaters setzte. Ich sage dir, Fritz, da erscholl ein Wehgeheul, daß Madam fast in Ohnmacht vom Billard herunterfiel! Mit zwei Augen und heilem Fell war Dick auf das Sofa gesprungen, mit einem Auge und jämmerlich zugerichtet kam er unter den

Zähnen und Klauen des gelben Katers wieder auf den Boden herab.

Höre auf mit deiner dummen Reisegeschichte! — rief Fritz aus; und ärgerlich nahm er seinen Hut und verließ mich, ohne lebewohl zu sagen. Ich rief auf der Treppe hinter ihm her, ob er sich nicht eine frische Cigarre anstecken wollte? Die heftig ins Schloß fallende Hausthür war die Antwort auf mein gewiß rücksichtsvolles Anerbieten.

Ein Geh- und Laufturnier in San Francisco.

Für die vergnügungssüchtige Bevölkerung von San Francisco sind öffentliche Schaustellungen irgendwelcher Art ein Lebensbedürfnis. Pferde-, Hunde-, Katzen- und Baby-Ausstellungen, Wettfahren und Wettlaufen von Radfahrern und Rollschuhläufern, Pferderennen und die nationalen Ballspiele Baseball und Football werden nirgends in den Vereinigten Staaten höher geschätzt und mit größerem Volksjubel in Scene gesetzt, als in der Stadt beim Goldenen Thor. Jedes Jahr bringt etwas Neues aufs Tapet, ganz abgesehen von den sich regelmäßig wiederholenden Volksfesten, Umzügen und großartigen Veranstaltungen für wohlthätige Zwecke von Amerikanern, Irländern, Franzosen, Deutschen und anderen Bewohnern dieser überaus freigebigen kosmopolitischen Großstadt. Bald ist es ein Autoren-Karneval, wobei die Werke der berühmtesten Dichter vieler Völker in lebenden Bildern vorgeführt werden, oder ein Wettbewerb im Pferdebeschlagen, bald ein olympisches Ringspiel, ein Wettschwimmen, das Zähmen von bissigen Pferden oder ein Kampf von Reitern mit stumpfen Schwertern, was die Bewohner von San Francisco in Aufruhr bringt. Eine ungeheuere Begeisterung erregte das Tauziehen, wobei z. B. ein Dutzend und mehr Däuen gegen Irländer, Deutsche gegen Franzosen, Schotten gegen Italiener, Engländer gegen Amerikaner u. s. w. an einem Kabel zogen, um ihre Ausdauer und die Kraft ihrer Muskeln zu erproben. Für Klopffechter ist San Francisco ein wahrer Wallfahrtsort. Als der hier geborene Faustkämpfer Jim Corbett den großen Sullivan besiegte und dadurch Champion-Prügelmeister der ganzen gebildeten Welt geworden war, kannte der Jubel keine Grenzen. Jim

machte einen Triumph-Einzug in seine Vaterstadt wie ein römischer Imperator, und er wird hier mindestens so hoch geschätzt wie Bismarck. Am Tage des welterschütternden Zweikampfs war vor den Zeitungspalästen, wo der Fortgang der Faustschlacht immer gleich nach dem Eintreffen der Drahtberichte auf 50 Fuß langen sich abrollenden breiten Leinwandstreifen in schwarzen Lettern angepinselt wurde, ein Volksgedränge wie zur Zeit einer Präsidentenwahl oder während des spanischen Krieges. Die Geh- und Laufturniere gehören oder vielmehr gehörten ebenfalls zu dieser Art von Volksbelustigungen, denn heute redet kein Mensch in San Francisco mehr von ihnen.

Es scheint etwas in der californischen Luft zu liegen, was die Gemüter aufregt und das Blut hier so schnell pulsieren läßt, denn die Neuankömmlinge sind bei der geringsten Veranlassung bald in dieselbe fieberhafte Stimmung versetzt, wie die grauhaarigen Vertreter jener guten alten Zeit, als die hochlöbliche Polizei gegen das Totbeißen von so und so viel Ratten durch einen schottischen Terrier, gegen Bären-, Hunde- und Hahnenkämpfe und ähnlichen Sport noch nicht das geringste einzuwenden hatte. Bei den heute erlaubten feineren öffentlichen Belustigungen und Schaustellungen, bei denen Tierkämpfe nicht gestattet werden, nehmen die sogenannten höheren Klassen der Gesellschaft in San Francisco durchaus nicht eine so abgeschlossene Stellung ein, wie ihresgleichen in anderen Ländern und Städten. Alles drängt sich hier dabei zusammen, ohne Unterschied von Reichtum, Bildung oder Stand. Selbst die vornehme Damenwelt wird dann demokratisch und vergißt die bevorzugte Stellung, welche das schöne Geschlecht sonst überall in Amerika vor den Männern zu wahren versteht.

Wer im Jahre 1879 zur Zeit der ersten Geh- und Laufturniere San Francisco besucht hat, der wird ohne Zweifel oft über die lärmende Unterhaltung gestutzt haben, welche er dort tagaus tagein allerorten mit anhören mußte. Monatelang bildeten jene »walking matches«, auch »go as you please« (gehe wie du Lust hast) genannt, das Stadtgespräch. Die Zeitungen jeder Farbe und Partei ergingen sich täglich in langen Leitartikeln

über die Vorzüglichkeit der Beine und Lungen dieses oder jenes Laufhelden, mit einem Ernste, als ob es gälte, die Verdienste eines berühmten Staatsmannes oder eines großen Feldherrn zu preisen.

Zuerst marschierten die leichtfüßige Französin Madame La Chapelle und ihre amerikanische Gegnerin Fanny Edwards wochen- und wochenlang um die Wette, unter einer stets wachsenden Volksbegeisterung; dann betrat eine ganze Reihe von wackeren Männern die Gehbahn; dann wieder waren es ein Halbdutzend ruhmsüchtiger Frauen und Jungfrauen, die einen Wettmarsch anstellten; in abwechselnder Reihe folgten Männer und Frauen demselben Beispiel, auch einige halbnackte Apache-Indianer beteiligten sich an einem Dauerlauf, und zuletzt war es ein Kampf von Ausdauer und Schnelligkeit zwischen Männern und — Pferden.

Die vorhin genannten Wettläuferinnen marschierten länger als einen Monat jede Viertelstunde eine engl. Viertelmeile (³/₈ km) in der alten Plattshalle um den Siegespreis der Ausdauer. Die halbe Stadt hatte für die Französin, die andere Hälfte der Bevölkerung für die Amerikanerin Partei genommen. Aufgeregte Menschenmassen strömten Tag und Nacht nach der Arena, um die beiden Heldinnen, die sich den Schlaf förmlich stehlen mußten, dort anzustaunen und das Ergebnis des wichtigen Streites mit eigenen Augen zu verfolgen.

Auf ein jede Viertelstunde erschallendes Glockengeläute trat die — wie in den Anzeigen gedruckt stand — nur 119 Pfund wiegende, hübsch gekleidete Französin behende aus ihrem Zimmerchen hervor, durchmaß im Geschwindschritt eine viertel englische Meile und verschwand unter dem stürmischen Beifall der versammelten Menge wieder hinter dem blau-weiß-roten Vorhang ihrer Wohnung. Ihre kräftiger gebaute Nebenbuhlerin Fanny dagegen spazierte, mit einer Reitgerte in der Hand, in aller Gemütlichkeit und ohne sich anzustrengen ihre Viertelmeile um die Arena.

In den für die beiden Damen wohnlich eingerichteten kleinen Zimmern wurde ihr körperliches Wohlbefinden nach jedem Marsche von den „Trainers“ regelrecht untersucht. Die Dauerläuferinnen

streckten sich auf ihr Ruhebett und erhaschten ein kurzes Schläfchen, oder sie erquickten sich mit Speise und Trank bis die Glocke sie wieder in die Gehbahn rief. Die Vorhänge der beiden Zimmer waren meistens zurückgeschlagen, so daß die im Saale versammelte wißbegierige Menge zusehen konnte, wie die „Trainers" das Schuhwerk der Damen sorglich prüften, ihre entblößten Füße und Knöchel mit verdünntem Spiritus und anderen stärkenden Flüssigkeiten einrieben, die Schlummernden sorglich in Wolldecken einhüllten u. s. w. Auf jeder Seite des Saales prangten Hunderte von prächtigen Blumensträußen, welche die Anhänger Fannys und La Chapelles denselben dargebracht hatten. Wenn die Nacht weit vorgeschritten war, pflegten die Fußgängerinnen, von einem Begleiter am Arm festgehalten, während des Marsches oft fest zu schlafen, was einen seltsamen Anblick gewährte. Der ursprünglich auf 3000 englische Viertelmeilen (1207 km) in ebenso vielen Viertelstunden festgesetzte Wettgang wurde von den beiden Gegnerinnen noch um 400 englische Viertelmeilen (161 km) ausgedehnt und zuletzt als unentschieden beschlossen. Dies Gehturnier war aber nur der Beginn von den nun monatelang folgenden Geh-wie-du-Lust-hast-Wettläufen.

Der Schauplatz der Dauermärsche wurde nach dem Mechanics-Pavilion verlegt, einem riesigen Holzgebäude von 500 Fuß Länge und 200 Fuß Breite. Der Unternehmer der Gehturniere setzte für denjenigen, der innerhalb sechs Tagen und sechs Nächten die größte Meilenzahl zurückzulegen vermöchte, einen Preis von 1000 Dollars aus, und für die beiden nächstbesten Laufhelden 500 und 250 Dollars, wozu noch ein Teil von der Einnahme kam. Ein mit Diamanten besetzter californischer Siegesgürtel wurde außerdem von einigen begeisterten Bewunderern dieser neuesten olympischen Spiele als Belohnung für den ruhmreichen Sieger angeschafft. Jedem Fußgänger stand frei, zu gehen oder zu laufen, wie er Lust hatte, und er durfte zwischendrein schlafen, so oft und so lange er wollte.

Ein Dutzend wie Cirkusleute gekleidete Männer betraten die Arena unter dem Jubel der dort versammelten Menge, und fort ging die lange Pilgerfahrt, stets in der riesigen Halle herum auf

der mit Sägemehl bestreuten Bahn. Eine Reihe von Zelten stand an der einen Seite des ausgedehnten Raumes, die Wohnungen der verschiedenen Fußgänger. Jedes Zelt war mit einer Nummer und mit dem Namen seines Eigentümers bezeichnet. Dorthin konnte der Wettrenner sich nach Belieben zurückziehen und den leiblichen Adam durch Schlaf, Essen und Trinken, Abreiben der Beine und Füße u. s. w. stärken, wenn die Muskeln oder Sehnen ihm den Dienst versagten, oder der erschöpfte Körper den Schlaf gebieterisch verlangte.

Auf einer hohen Tribüne saßen die Richter und die Unparteiischen, die das Turnier genau überwachten, und an einer großen schwarzen Tafel wurde die von den verschiedenen Laufhelden zurückgelegte Meilenzahl jede Stunde mit Kreide verzeichnet. Innerhalb der langgestreckten Arena wogten die nach Tausenden zählenden Zuschauer auf und ab, wie eine lebendige See; auf den an der Außenseite der Bahn stufenweise aufgestellten Bänken saßen Männer, Frauen und Kinder in buntem Gemisch, und Kopf an Kopf drängte sich die Menge an das die Gehbahn abschließende Holzgitter. Vielfach wurden größere oder geringere Summen mit lobenswertem Eifer auf den Erfolg dieses oder jenes Läufers gewettet. Abends war in dem von elektrischem Lichte taghell erleuchteten weiten Raume ein ausnehmend unterhaltendes Leben und Treiben. Es war Mode geworden, jeden Abend nach dem Pavilion zu gehen, wo man mit seinen Bekannten sicher zusammentraf. Selbst solche, die anfangs am meisten gegen das barbarische Schauspiel geeifert hatten, konnten dem Reize, dasselbe anzuschauen und vielleicht auch einmal einige überflüssige Dollars zu wagen, nicht widerstehen, wenn sie in einer schwachen Stunde schon dort gewesen waren.

Die Fußgänger, die eine große weiße, mit ihrer Zeltnummer übereinstimmende Nummer auf der Brust trugen, damit man sie leicht unterscheiden konnte, stellten manchmal bei rauschender Musik ein förmliches Wettrennen untereinander an. Wenn sich einer der bevorzugten Lieblinge des Publikums durch Schnelligkeit besonders hervorthat, so wurde er mit lautem Jubel beim Vorbeilaufen begrüßt, und die ganze im inneren Raum der Arena

versammelte Menschenmenge wogte wie eine Sturmwelle von einer Seite nach der anderen hinüber, um den Nebenbuhler des Mannes mit den Siebenmeilenstiefeln in nächster Nähe anstaunen zu können. Alle Gesellschaftsstände waren unter den Zuschauern vertreten. Der reiche Kaufmann und seine Angestellten, der Bonanzakönig und der einfache Miner, die Vertreter der oberen Zehntausend in der Stadt und die Arbeiter und Handwerker, Damen in Seidenroben und Jacken aus Seehundspelzen und Kohinurs in den Ohren und irische Köchinnen in grellfarbenen Kattunkleidern, Hoodlums (der Straßenpöbel) und ehrbare Bürger mit ihren Familien — alles war hier wie gleich und gleich untereinander gemischt. Sämtliche Nationalitäten der gemischten Bevölkerung dieser Großstadt, sogar die Neger, hatten sich eingefunden; nur die bezopften Söhne des himmlischen Reiches glänzten durch Abwesenheit.

Diese Gehturniere zeigten, welchen erstaunlichen Strapazen der menschliche Körper zu widerstehen vermag. Es befanden sich mehrere unter den Fußgängern, welche 75—100 engl. Meilen (120—160 km) innerhalb 24 Stunden zurücklegten. Aber welche Jammergestalten waren sie, als der Dauerlauf sich seinem Ende näherte! Hohläugig, mit wankenden Schritten durchmaßen die Wettläufer die Bahn, und selbst die Sieger sahen aus wie wandelnde Sterbende. Die größte Meilenzahl, welche zurückgelegt wurde, belief sich auf 500 engl. Meilen (805 km) in sechsmal 24 Stunden; allerdings 50 engl. Meilen (80 km) weniger, als der berühmte amerikanische Fußgänger Weston in derselben Zeit in London machte, aber immerhin eine anerkennenswerte Leistung.

Das nun folgende Gehturnier der Frauen und Jungfrauen versetzte die Stadt in eine womöglich noch größere Aufregung, als der Wettlauf der Männer es gethan hatte. Madame La Chapelle schwor, ihre Todfeindin Fanny Edwards diesmal zu besiegen, oder sich nie mehr unter Menschen zu zeigen. Und es gelang ihr sozusagen mit fliegenden Fahnen. Nie in meinem Leben habe ich ein weibliches Wesen so schnell auf den Füßen gesehen wie Madame La Chapelle. Wenn es ihr darauf ankam, ihre Schnelligkeit zu zeigen, flog sie fast um die Arena herum,

nicht laufend, sondern in einem langgestreckten Sturmschritt. Ihre Jockeykappe schien alsdann über den Köpfen der dicht versammelten Menge wie ein bunter Vogel durch die Luft zu streichen. Am letzten Abend war sie scheinbar so frisch und munter wie am ersten Tage. Ihre Gegnerin Fanny hielt sich während des Laufturniers ziemlich rüstig aufrecht, aber einige andere Damen kamen hinkend und mit wunden Füßen dahergewandelt, als hätten sie soeben die Bastonnade empfangen. Das schmerzliche Lächeln, mit dem sie die ermunternden Rufe des Publikums entgegennahmen, hätte Mitleid erregen müssen, wenn man nicht überzeugt gewesen wäre, daß sie infolge einer eitlen Ruhmgier sich ihre Pein freiwillig auferlegten.

Die Zeitungen besprachen täglich die Fortschritte und Ergebnisse der verschiedenen Gehturniere in langen Leitartikeln, die Theater und Konzerte waren verödet, und es schien, als ob San Francisco für nichts mehr Sinn hätte, als für diese Wettmärsche. Vor den in den Hauptstraßen und an den Zeitungsgebäuden angebrachten Tafeln, auf welchen stündlich die zurückgelegte Meilenzahl der einzelnen Laufhelden mit Kreide verzeichnet wurde, und wo dieselbe nachts auf großen elektrisch erleuchteten Transparenten erschien, war stets eine dichte Menschenmenge versammelt, und die ganze Stadt befand sich in einer fieberhaften Aufregung, um zu erfahren, wer Sieger oder Siegerin in diesen Dauerläufen sein würde. An den Schlußabenden der verschiedenen Gehturniere befanden sich oft 8000—10000 Menschen im Mechanics Pavilion, welche den Obolus von einem halben Dollar Eintrittsgeld mit Vergnügen auf den Altar des Fortschritts legten.

Nachdem noch einige halbnackte Apache-Indianer einen Wettlauf mit den weißen Männern veranstaltet hatten, ohne aber die Bleichgesichter, wie allgemein angenommen worden war, an Leichtfüßigkeit zu erreichen, oder gar weit zu übertreffen, fand zum Schluß ein sechstägiger Dauerlauf zwischen M ä n n e r n und P f e r d e n statt. Es war nämlich noch nie entschieden worden, wer mehr auszuhalten vermöchte, ein Mann oder ein Pferd, obgleich sich die öffentliche Meinung mehr auf die Seite der Männer

hinneigte. In dieser wichtigen Streitfrage konnte nur der Versuch entscheiden.

Sechs Pferde betraten die Arena, und sieben wackere Männer nahmen die Herausforderung der Vierfüßler trotzig an. Da jedes Roß noch einen Reiter tragen mußte, der jedoch auch abwechselnd mit einer langen Leine in der Hand nebenher laufen durfte, so waren die Fußgänger eigentlich bedeutend im Vorteil, was die Rosse aber mit Gleichmut hinzunehmen schienen. Unter letzteren befand sich der aus einer hocharistokratischen Pferdefamilie stammende Traber Controller, dessen Vettern und Basen bereits Derbyrennen gewonnen haben, und der selbst einmal 20 engl. Meilen (32 km) in 58 Minuten und 57 Sekunden trabend zurückgelegt hat, eine Leistung, die, wie Kenner von Pferdefleisch behaupten, auf dem weiten Erdball noch nie übertroffen wurde.

Die Pferde errangen einen glänzenden Sieg über ihre zweibeinigen Nebenbuhler. Aber es war nicht der vor ein leichtes Kabriolett geschirrte aristokratische Controller, der den Sieg davontrug, auch nicht seine Kollegen Hoodlum und Denver Jim, die als Rennpferde in Californien einen achtungswerten Ruf genießen, sondern ein ganz gewöhnlicher Leihstallschimmel mit Namen Pinafore, der sogar eine ganz gemeine Gangart hatte. Pinafore, welcher nach der gleichnamigen Spieloper von Sullivan seinen stolzen Namen führt, deren Melodien zu damaliger Zeit in San Francisco auf allen Gassen gepfiffen wurden, — der berühmt gewordene Gaul Pinafore legte 559 engl. Meilen (900 km) in sechsmal 24 Stunden zurück, ohne sich besonders dabei anzustrengen. Pinafore ist nicht mehr ein unbekannter Leihstallschimmel, sondern er wird mit einem geschichtlichen Namen wie Bucephalos und der Schimmel von Bronzell auf die Nachwelt kommen. Er hat den ruhmreichen amerikanischen Schnellläufer Weston um volle 9 engl. Meilen (14½ km) geschlagen, und damit die welterschütternde Frage, ob Menschen oder Pferde am meisten auszuhalten vermögen, endgiltig entschieden.

Eine Reise ins „Boom“-Land.

Die Jahre 1886 bis 1888 waren in Südcalifornien goldene Jahre, denn es war ein großartiger Boom (sprich: Buhm) ins Land gekommen. Das Wort Boom bedeutet, wie ich hier einschalten muß, die Trompete blasen, trommeln, lärmen, vorwärts stürmen u. dergl. m. In diesem Falle verstand man darunter einen fast unglaublichen Aufschwung in Grundwerten, sowohl in den Städten wie in den Landdistrikten, und einen damit verbundenen Spekulationstaumel in Neubauten und Geschäften jeglicher Art, der die alten Einwohner nicht minder wie die Neuankömmlinge ergriffen hatte. Der Aufschwung von Südcalifornien vollzog sich auf eine Weise, die an das Wunderbare grenzt, und läßt sich in den Ländern an der pacifischen Küste Nordamerikas nur mit der sogenannten Goldära vergleichen, als San Francisco und die californischen Minendistrikte in den Jahren nach der ersten Goldentdeckung (19. Januar 1848) die ganze Welt durch ihre unerhört schnelle Entwickelung in Erstaunen setzten. Um jenen fabelhaften Umschwung aller Lebensverhältnisse in Südcalifornien persönlich kennen zu lernen, unternahm ich im Herbst 1887 eine Spritzfahrt von San Francisco ins gelobte Buhm-Land.

Mein erster Haltepunkt war die kleine Hafenstadt Santa Barbara (305 Seemeilen südlich von San Francisco), wohin ich auf dem Dampfer Santa Rosa nach einer anderthalb Tage dauernden angenehmen Seefahrt glücklich gelangte. In diesem, mit einem gleichmäßigen milden Klima gesegneten Orte bekam ich bereits einen Vorgeschmack von einem kleinen Boom. Sämtliche Gasthöfe in der Stadt waren überfüllt, und ich konnte mich glücklich schätzen, in einem bescheidenen Kosthause ein Unterkommen zu

finden. Die sonst so schläferige Stadt sah recht lebhaft aus. Das Grundeigentum war auf eine erstaunliche Weise im Preise gestiegen. In der Nähe der alten Mission, die auf hügeligem Gelände hinter dem Orte liegt, entstand eine Villenanlage, mit der eine Großstadt Ehre einlegen könnte. Die 2 engl. Meilen (3 km) lange, mit Asphalt belegte State-Straße war belebt von Vergnügungsreisenden zu Roß und zu Wagen und von zahlreichen Käufern und Verkäufern von Grundeigentum aller Art. Sogar in das verwahrloste, an die Hauptstraße grenzende Spanishtown (die spanische Stadt) war der Boom gedrungen. Viele von den niedrigen, mit roten Dachziegeln gedeckten und aus Adobes (in der Sonne getrocknete ungebrannte Ziegel) erbauten Häusern waren in Schnaps- und Bierschenken umgewandelt worden, in denen sich ein aus „Greasers“ (sprich: Griesers — auf gut deutsch Schmierfinken — nämlich Mexikaner), Mischlingen, Afrikanern und weißen Bummlern zusammengesetztes, sehr gewähltes Publikum herumtrieb. In den mit dickem Tabaksqualm angefüllten Hinterzimmern dieser schmutzigen Trinklokale war stets eine erkleckliche Menge von Hazardspielern versammelt.

Jene „Greasers“ sind eigenartige Burschen. Als ich in einer solchen Adobe-Kneipe, in deren vorderem Raume ein uraltes Billard stand, einen Labetrunk hinter die Binde goß, rief mich ein junger Mexikaner geheimnisvoll an die Seite und fragte mich: How much is five from eleven? (Wie viel macht fünf von elf.) Nach einer Weile kam er wieder und fragte: How much is seven from thirteen? (Wie viel macht sieben von dreizehn.) Der kaffeebraune Jüngling, dem die Arithmetik nicht recht klar zu sein schien und dem mein ehrliches deutsches Gesicht wahrscheinlich Vertrauen einflößte, spielte im Hinterzimmer Monte. Er erstaunte, daß in beiden Fällen nur sechs übrig blieb, und stellte die wichtige Frage, wie ich vermutete, nur deshalb, um vom Bankhalter nicht übers Ohr gehauen zu werden.

Wie sehr der „Boom“ bereits in Santa Barbara wütete, ward mir schon am Tage meiner Ankunft klar gemacht. Ein Makler in Grundeigentum, ein amerikanisierter Elsässer, der einem Vollblut-Yankee Ehre gemacht hätte, hatte mich gleich ausgekundschaftet

und fuhr mich ohne weiteres in seinem hübschen zweisitzigen Wagen spazieren. Er zeigte mir so an dreißig rattenkahle städtische Grundstücke, die er mir für verschiedene Preise — von 2000 bis 20000 und mehr Dollars das Stück — gern äußerst billig verkaufen möchte. Ich müßte mein Geld unbedingt in sechs Monaten daran verdoppeln! — Natürlich wollte ich mir die Sache überlegen. — Dann kutschierten wir nach der westlich von der Stadt liegenden Mesa (Hochebene) hinaus, nach einer Farm, die 110 Acker Land enthielt und bloß 25000 Dollars kosten sollte. Daß so ungefähr das halbe County und die halbe Stadt zu verkaufen war, hatte ich bereits gemerkt. Wir besahen das Haus von unten bis oben, die Stallungen, den artesischen Brunnen u. s. w., genossen die Aussicht von dem 50 Fuß hohen Wasserturm, spazierten durch den Olivenhain und über die Felder, wobei ich den Erörterungen meines glattzüngigen Führers über die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und den lächerlich niedrigen Preis des Anwesens mit gläubiger Miene lauschte. Dann spielte ich im Parlor „Du bist verrückt, mein Kind!" auf dem verstimmten Pianino, kniff das Baby des Farmers in die roten Pausbacken und kehrte gegen die Familie meine liebenswürdigste Seite heraus. Mit dem Ankauf der Ranch hatte ich es aber nicht sehr eilig. Hierauf besuchten wir eine zweite Farm, die etwas billiger war. Der Besitzer sah mich mürrisch an, als er hörte, ich sei ein steinreicher San Franciscoer. Die Leute aus Boston, meinte er, wären ihm lieber. Die Geldprotzen aus Frisco glaubten ja doch nicht an den Buhm!

Als ich abends mit meinem neuen Freunde auf seine Kosten einen teuren Imbiß vertilgte, ließ ich die Bemerkung fallen, es schiene mir denn doch, als ob die biederen Barbaraños die Zukunft etwas zu begeisterungsvoll diskontierten. Ich hätte bereits genug leere, zum Verkauf ausgebotene Bauplätze gesehen, um eine Stadt von 60000 Einwohnern darauf anzusiedeln, was doch ganz unvernünftig sei, da der Ort kaum 7000 Seelen zähle. Der Elsässer ließ erstaunt die Gabel fallen und rief: Wissen Sie denn nicht, lieber Freund, daß die californische Riviera (so nennen die Bewohner von Santa Barbara mit Vorliebe ihre Stadt) in fünf

Jahren mindestens hunderttausend Einwohner haben wird? — Ich entschuldigte mich damit, daß ich dies allerdings nicht gewußt hätte. —

Von Santa Barbara setzte ich meine Reise auf dem Dampfer Queen of the Pacific 177 Seemeilen weiter südlich von San Francisco bis nach San Diego fort. Meine Erwartung war sehr hoch gespannt, denn ich hatte in der letzten Zeit so viel über den wunderbaren Aufschwung San Diegos gehört und in den Zeitungen solche staunenswerte Berichte darüber gelesen, daß ich es kaum erwarten konnte, meinen Fuß aufs neue auf die ungepflasterten Straßen der Stadt der glänzenden Zukunft zu setzen. Unser Dampfer lief glücklich in den schönen Hafen ein, der allerdings nicht von Schiffen beengt war, aber doch ein bedeutend lebendigeres Bild als vor fünf Jahren zeigte, als ich ihn das letztemal gesehen hatte. Ein Eisenbahnzug brachte die Reisenden schnell über die weit in die Bai hinausgebaute Landungsbrücke nach dem Festlande, und ich begab mich zunächst nach einem Logierhause, das mir als Absteigequartier empfohlen worden war.

Ich stellte mich der Hausbesitzerin, einer schneidigen, hübschen Amerikanerin, vor und fragte sie, ob sie mir nicht ein nettes, möbliertes Zimmer vermieten könne, da ich längere Zeit in San Diego verweilen wollte. You want to buy some lots? (Wollen Sie nicht ein paar Grundstücke kaufen?), entgegnete sie erregt und erbot sich, mir sofort einige ihr gehörende Bauplätze zu zeigen, die sehr vorteilhaft gelegen und äußerst billig seien. Auf meine Frage nach Unterkunft gab mir die Dame gar keine Antwort, sondern fuhr damit fort, ihre Grundstücke anzupreisen. Sie wolle mich lieber gleich in ihrem schönen Wagen, der vor der Thür stehe, ausfahren und die lots zeigen, ehe ich anderswo kaufe. Sie wäre davon überzeugt, daß ich ein reicher Kapitalist sei, und nur deshalb San Diego besuche, um hier gutes Grundeigentum zu erwerben u. s. w. Endlich erhielt ich ein Zimmer, wurde aber bereits in fünf Minuten von meiner unternehmenden Wirtin abgeholt, die mich ohne weitere Umstände spazieren fuhr und mir ihre lots zeigte.

Ich muß gestehen, daß mir der rege Geschäftssinn der Dame

hohe Achtung einflößte. Einen besseren Cicerone als sie hätte ich mir gar nicht wünschen können. Binnen einer halben Stunde war mir die gegenwärtige Stellung und die Zukunft von San Diego vollständig klar geworden. Die Einwohnerzahl hatte sich in einem Jahre von 7000 auf 15000 Seelen vermehrt und mußte, wenn nichts dazwischen käme, vor Ablauf des Jahrhunderts auf mindestens eine halbe Million Köpfe anschwellen. Meine schöne Führerin erklärte mir die Beziehungen des großen Buhm zu San Diego auf die deutlichste Weise; und da ich dieselben Auseinandersetzungen später noch viele hundertmal von anderen San Diegoern zu hören bekam, so will ich sie hier zur Belehrung des Lesers gleich mitteilen.

Die Vereinigten Staaten (so erzählte mir mit begeisterten Worten meine reizende Wirtin) hätten bereits 64 Millionen Einwohner, von denen gewiß eine Million steinreicher Leute aus dem sibirischen Neu-England nach dem sonnigen Südcalifornien auswandern wollte. Die Brise von San Diego, sagte sie, gleiche dem ersten Seufzer jungfräulicher Liebe! Selbstverständlich müßte San Diego mit seinem schönen Hafen, und nicht die Inlandstadt Los Angeles, die Metropole von Südcalifornien werden. Die prächtige Lage, die unübertreffliche Bai, das herrliche Klima — dies alles spräche für San Diego. Ein Kind könne das einsehen! Der Spott der aufgeblasenen Bewohner der Engelsstadt, San Diego habe keine natürlichen Hilfsquellen, kein fruchtbares Hinterland und keinen Handel, würde bald ganz zu Schanden werden. Die neuen Eisenbahn- und Dampfschifflinien würden schon Handel und Verkehr schaffen, und die freilich bis jetzt ziemlich öde Umgegend müsse sich durch die im Bau begriffenen Bewässerungsanlagen bald in lachende Fluren umwandeln. Niemand zweifle hier daran, daß San Diego nicht nur Los Angeles, sondern auch San Francisco überflügeln werde.

Es schien nun allerdings, daß die San Diegoer, die seit Jahrzehnten mit Engelsgeduld auf die gute Zeit gewartet hatten, diesmal nicht, wie bereits zweimal geschehen, wieder ganz getäuscht werden sollten. Der Aufschwung, den die Stadt genommen hatte, lag klar vor Augen, und ein bischen Größenwahn

konnte man diesem glücklichen Völkchen schon verzeihen. Die Unterhaltung, welche sich in früheren Jahren beim Frühstück um den prächtigen Hafen und die Eisenbahn, beim Lunch um das herrliche Klima und bei der Hauptmahlzeit um die glänzende Zukunft der Stadt drehte, dann beim Frühstück wieder mit der glänzenden Zukunft begann, beim Lunch den prächtigen Hafen und die Eisenbahn in Anspruch nahm, und so in abwechselnder Reihenfolge sich ausschließlich auf jene vier Punkte verteilte, — diese geistvolle Unterhaltung hatte jetzt alle vier Themata in dem einen Wort boom vereinigt. Daß jeder brave San Diegoer sich für den rechtmäßigen Erben von mindestens einer Million Dollars hielt, war nicht zu verwundern. Schon ein Blick auf das riesige Hotel del Coronado machte dies erklärlich.

Das Hotel del Coronado, welches hart am Meeresstrande auf der Peninsula of San Diego liegt, hat dem großen Buhm seine Entstehung zu verdanken. Die Halbinsel, auf welcher es erbaut wurde, wird durch die Bai von der Stadt getrennt und besteht aus einem 8 engl. Meilen (13 km) langen Sandstreifen, der von der mexikanischen Grenze nordwärts läuft. In ihrem mittleren Teile erweitert sich jene Halbinsel bis zu einer Breite von etwa einer englischen Meile, mit einem Flächenraum von 1100 Acker. Dieser im Dezember 1886 noch ganz unbewohnte Sandstreifen wurde von fünf unternehmenden Kapitalisten für 110000 Dollars käuflich erworben, um dort das vornehmste Seebad und den größten Gasthof in Amerika zu errichten. Auf dem breiteren Teile der Halbinsel, der sogenannten Insel, sollte eine Villenstadt entstehen.

Zunächst baute die Gesellschaft eine 40 engl. Meilen (64 km) lange Wasserleitung, und zwar vermittelst Röhren quer durch die Bai und am Grunde derselben hinlaufend, vom Festlande nach ihrem wüsten Besitztum. Dann wurde die neue Villenstadt mit Straßen, Abzugskanälen, Gas- und Wasserröhren versehen. Die noch häuserlosen Straßen (Avenues) wurden mit Bäumen bepflanzt und nach diesen benannt — Orangen-, Zitronen-, Mandeln-, Oliven-, Bananen-, Pommegranaten-, Palm- u. s. w. -Avenue. An der Orangen-Avenue, der Hauptstraße, welche den Park durch-

schneidet, sollten die Kirchen und Schulen Platz finden. Ein Dampffährboot vermittelte den Verkehr mit San Diego, eine Eisenbahn wurde quer durch die Insel gebaut. Mit einer Auslage von 360000 Dollars waren die ersten Anlagen fix und fertig.

Jetzt wurden die Bauplätze mit Teilanzahlung öffentlich versteigert, die ohne Mühe Käufer fanden. Bedingung war, daß jeder, der auf Coronado Grundbesitz erwarb, sich verpflichten mußte, dort weder Wein noch Bier oder geistige Getränke irgend welcher Art zu verkaufen, weil die meisten Neuankömmlinge reiche Temperenzmucker aus den Yankeestaaten waren. Mit diesem Vorbehalt verkaufte die Gesellschaft in vier Monaten für 1110000 Dollars Grundeigentum auf der Insel und behielt einen gleich großen Anteil für eigenen Bedarf. Dann wurde das Hotel del Coronado mit einem Kostenaufwande von 3/4 Millionen Dollars erbaut, für welches man das Verbot des Ausschanks geistiger Getränke aber wohlwollend außer Kraft setzte.

Das Hotel del Coronado ist ein auf Cement ruhender und aus Holz aufgeführter ausgedehnter Prachtbau mit Erkern und Türmen, der zahlreiche Prunkstuben, einen Speisesaal, 62×156 Fuß groß, ein Theater, einen Ballsaal, einen Billardsaal mit 35 Tischen, einen hochfeinen Trinkstand u. s. w. und Zimmer für tausend Gäste enthält. Ringsum laufen breite Galerien, die zum Teil mit Glaswänden gegen den Seewind geschützt sind. Die weiten Räume unter der Erde, mit Tunnels für elektrische-, Wasser- und Gasleitungen, zwei Dynamo-Dampfmaschinen und unglaublich großen Niederlagen für Lebensmittel aller Art, setzen jeden Fremden, dem dort Zutritt gewährt wird, in Erstaunen. Inmitten des Gasthauses befindet sich ein mit tropischen Pflanzen, Blumenbeeten und Springbrunnen geschmückter Hof, der 250 Fuß lang und 150 Fuß breit ist. Von der Größe des Gebäudes kann man sich einen Begriff machen, wenn ich noch erwähne, daß 125 Gäste, die am Tage nach meiner Ankunft gleichzeitig mit einem Eisenbahnzuge dort anlangten, binnen 15 Minuten fast spurlos in seinen Räumen verschwanden. Die Einrichtung der Seebäder läßt allerdings manches zu wünschen übrig.

In San Diego waren zur Zeit meines Besuchs die tollsten

Spekulationen an der Tagesordnung. Die Grenzen der Stadt waren bereits so weit ins Land hinausgeschoben worden, daß innerhalb derselben mindestens zwei Millionen Menschen Platz finden konnten. Der noch rattenkahle Stadtpark hatte eine Ausdehnung von 1400 Acker und ringsherum war noch alles eine menschenleere Öde. Schienenwege umkränzten die Bai bis nach dem Hotel del Coronado und streckten sich wie Fühlhörner weit ins unbesiedelte Land hinaus. In den bewohnten Stadtteilen wurde gebaut, wohin ich sah; neue Straßen wurden angelegt, Schluchten ausgefüllt, Hügel abgetragen, Felsen fortgesprengt u. s. w. Der Ort war bereits elektrisch erleuchtet, und in den Gasthöfen herrschte ein Leben wie in großstädtischen Hotels.

Neben den zahlreich vertretenen, nach der neuesten Mode gekleideten Fremden nahmen sich die Ureinwohner sehr hinterwäldlerisch aus. Das Spekulationsfieber hatte diese fast noch mehr ergriffen als die Neuankömmlinge. Wer Grundeigentum besaß, das er viele Jahre lang vergebens zu verkaufen sich bemühte, und dies jetzt plötzlich für eine unglaublich hohe Summe an den Mann brachte, der glaubte Wunder, wie weise er gewesen war, daß er sein Besitztum so lange behalten hatte. Die gute Zeit war sozusagen über Nacht bei ihm ins Haus gekommen, und mancher, der bis dahin nur mit Speck und Maisbrot sein Leben gefristet hatte, konnte sich nun den Luxus von Austern und Pasteten erlauben. In wenigen Monaten verdoppelte und verdreifachte sich oft der Wert der Grundstücke, die zu erhöhten Preisen ohne Schwierigkeiten immer neue Käufer fanden.

In jedem zweiten und dritten Hause wohnte ein Grundeigentumsmakler, und dieselben erfreuten sich sämtlich einer zahlreichen Kundschaft. Diese Herren sind die liebenswürdigsten Leute. Fast jeden Tag fuhr mich einer von ihnen spazieren. Meine neuen Freunde zeigten mir wünschenswerte Bauplätze, rühmten San Diego mit begeisterten Worten und erklärten mir die wunderbaren Hilfsquellen von Stadt und Land; sie kutschierten mich nach Ranches hinaus, die Käufer suchten, luden mich zu Tisch ein, traktierten mich in den feinsten Trinklokalen u. s. w. Keine dieser Spazierfahrten und sehr annehmbaren Gelage haben mich jemals auch nur einen Cent gekostet!

Während meines Aufenthaltes in San Diego wurde eine Vorstadt öffentlich versteigert, d. h. der Platz, wo dieselbe im nächsten Jahrhundert möglicherweise das Licht der Welt erblicken wird. Ein Yankee hatte ein Stück Wüstenland, das etwa 8 engl. Meilen (13 km) von der Stadt entfernt lag und ihm gehörte, für 10000 Dollars zu voreilig verkauft. Nach einem Monat kaufte er dasselbe Land für 50000 Dollars wieder zurück, ließ einen hübsch gemalten Vorstadtplan davon anfertigen, versteigerte in drei Tagen für 200000 Dollars Bauplätze und behielt noch ebensoviel Grundeigentum in seiner Zukunftsstadt für spätere Spekulationen im Besitz — alles dies in sechs Wochen! Am ersten Tage wurden die Wüstengrundstücke für 25 Dollars, am zweiten Tage für 50 Dollars, am dritten Tage schon für 100 Dollars das Stück verkauft. Kein Mensch dachte aber vorläufig daran, dort Häuser zu bauen.

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Wochen in San Diego nahm ich Abschied von meiner schneidigen Wirtin, die mich für unendlich beschränkt hielt, weil ich in der Stadt der glänzenden Zukunft keine lots gekauft hatte. Zunächst setzte ich meine Reise auf der Eisenbahn nach San Bernardino, 125 engl. Meilen (200 km) von San Diego, fort. In diesem rührigen Inlandstädtchen, mit einer Bevölkerung von etwa 7000 Seelen, stand der Buhm ebenfalls in erfreulicher Blüte. Die Grundeigentumsverkäufe ließen wenig zu wünschen übrig, obgleich jemand, der sich entschloß, seine Bauplätze an der Hauptstraße für 500 oder 1000 Dollars den Frontfuß (d. h. den laufenden Längenfuß an der Straßenfront) loszuschlagen, mit Wehmut dabei dachte, daß er sein Eigentum eigentlich halb wegschenkte. In der Umgegend hatten unbebaute Ländereien einen Marktwert von 100 bis 600 und selbst 1000 Dollars der Acker. Der Unternehmungsgeist der Bevölkerung war sehr anerkennenswert, wovon auch ein paar Dutzend neue Städte, die jedoch nur durch Pfähle, nicht durch Häuser zu erkennen waren, den Beweis lieferten.

An einem sonnenhellen Tage unternahm ich einen Ausflug nach den nagelneuen Zwillingsstädten Redlands und Luzonia, die in jedermanns Munde waren. Hier befanden sich die speku-

lierenden Yankees in ihrem Elemente! Für Ländereien in der Nähe jener Ortschaften erzielten die Besitzer, die das Land vor sechs Monaten für höchstens 50 Dollars den Acker gekauft hatten, ohne Mühe 500 bis 1000 und mehr Dollars für den Acker. Eine Wasserleitung brachte das unentbehrliche, kostbare Naß vom San Bernardino-Gebirge ins Flachland; zahlreiche schöne Landsitze in der Umgegend waren im Bau begriffen; Gärten, Weinberge und Orangenhaine erfreuten bereits das Auge. In Lugonia speiste ich in einem stattlichen Gasthause, das voll von Fremden war, so gut, als befände ich mich im Palace-Hotel in San Francisco. Die noch ungepflasterten Straßen waren an den Seitenwegen mit langen Reihen von Fächerpalmen bepflanzt worden. Eiserne Gasröhren, Wasserleitungen, wofür die Rohre aus Cement an Ort und Stelle angefertigt wurden, legte man in jeder Straße, selbst dort, wo noch gar nicht mit dem Bau von Häusern begonnen worden war. Hochaufragende eiserne Mastbäume für elektrische Beleuchtung standen schon da, und eine Eisenbahn nach San Bernardino war im Bau begriffen.

An der Hauptstraße in Lugonia las ich an erst halbvollendeten in großstädtischem Stil angelegten Steingebäuden, in deren dachloses Innere noch der blaue Himmel hineinschaute, die Namen und Geschäfte der Kaufleute, die dort einziehen würden — Teppich- und Möbelhändler, Läden für Schnittwaren, für Herren- und Damenkleider, Putzsachen, Kurzwaren, Materialwaren, Stiefel und Schuhe, Pianos u. s. w. Zwei Banken, die lebhafte Geld- und Wechselgeschäfte betrieben, hatten in hölzernen Baracken ein zeitweiliges Unterkommen gefunden, ehe sie in die für sie bestimmten erst halb fertigen Steingebäude einziehen konnten. Eine kleine Armee von Arbeitern und Handwerkern bedeckte die Gehwege mit künstlichen Steinplatten aus Cement, hämmerte und malte an den Häusern, ebnete die Straßen, pflanzte Bäume und Stauden, legte die Gas- und Wasserleitungen an, lud die mit Bauholz, eisernen Säulen, Nägeln, Fenstern und Thüren, Ziegelsteinen u. s. w. beladenen Frachtwagen ab — genug, es war ein Bild des regsten Fleißes, und zwar inmitten eines sich schnell besiedelnden Gebiets, das vor zwei Jahren noch als ganz wertlose Wüste galt und nun

durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen in blühende Äcker umgewandelt wurde.

Der vornehmen Kolonie Riverside, die ich seit fünf Jahren nicht wieder gesehen hatte, stattete ich auf dieser Reise nur einen kurzen Besuch ab. Die Stadt gleichen Namens, die schon 4000 Einwohner zählte, blickte auf die „Boom"-Städte mit Verachtung herab, denn es bedurfte keines Trompetengetöns, um den Ruhm von Riverside und seinen Orangenhainen zu vergrößern. In diesem blühenden Orte hatten die Temperenzler ganz die Oberhand gewonnen und der Buhm war ihnen Nebensache. Weinberge ringsum, deren Trauben hier aber nur roh genossen werden; und im Gasthause war bei Tisch nicht einmal ein Glas California-Wein zu haben! Dagegen gewahrte ich im Speisezimmer zwei Anzeigen in strahlender Goldschrift von Methodisten und Presbyterianern, worin die geehrten Gäste zu Gebet und Kirchenbesuch ermahnt wurden. Mehr kann der ärgste Mucker gewiß nicht verlangen! Daß ich den Weinbergen und Orangenhainen der frommen Yankee-Kolonie schleunigst den Rücken zudrehte, wird der Leser begreiflich finden.

Eine ähnliche Erfahrung ward mir in den im San Bernardino-Gebirge liegenden Arrow Head Hot Springs zu teil. Die Pfeilspitze (im Volksmunde das Pik-Aß genannt), wonach diese Heilquellen benannt wurden, ist eine auf dem dunklen Gebirgsabhang über dem Gasthause sich zeigende große helle Figur von jener Gestalt, die von der graubraunen Farbe des dort wachsenden Gestrüpps herrührt. Ich erholte mich dort ein paar Tage vom Buhm und genoß auch einige urwüchsige Schlammbäder, wobei die Badegäste sich in einen hölzernen Kasten legen und mit heißem Schlamm bis an den Mund hinauf zugeschaufelt werden. Im Gasthause gönnt der Wirt, ein verstockter Temperenzler aus Neu-England, seinen Gästen nicht einmal ein Glas Bier. Das stärkste Getränk, das dort kredenzt wird, ist — Sodawasser! Während meines Aufenthaltes in den Springs wunderte ich mich oft über die vielen länglichen, sorgsam in Zeitungspapier eingewickelten Packete, die der Kutscher des zweimal täglich von San Bernardino anlangenden Hotelwagens regelmäßig für die

Fremden mitbrachte. Ein Texaner — er wurde stets mit Colonel angeredet! — löste das Rätsel, als er mich eines Tages geheimnisvoll in sein Zimmer einlud, die Thür zuschloß und dann aus einem solchen Packete eine Flasche Bourbon-Whisky hervorholte. Mehrere sehr fromm dreinschauende Amerikaner erhielten jeden Tag solche Sendungen durch den Kutscher, der damit ein einträgliches Geschäft betrieb.

Auf der Weiterreise nach Los Angeles überraschte mich das durch seine landschaftlichen Reize und die Fruchtbarkeit seines Bodens berühmt gewordene San Gabriel-Thal durch den ungeheuren Fortschritt, den diese von den Yankees besonders bevorzugte Gegend in unglaublich kurzer Zeit gemacht hatte. Pasadena, der Hauptort im Thale, welches erst vor kurzem seinen zweiten Geburtstag gefeiert hatte, zählte bereits 7000 Einwohner. Stattliche, drei und vier Stockwerke hohe Gebäude aus Stein und Eisen, Banken und großstädtische Läden schmückten den Ort, der sich durch Sauberkeit auszeichnete; Straßenbahnen, elektrische Beleuchtung, Wasser- und Gaswerke, cementierte Gehwege, sogar ein sehr schönes Opernhaus waren dort vorhanden. Ringsum liegen bis an den Fuß der Sierra Madre zahlreiche Villen mit Erkern und Türmen, Orangenhaine, Weinberge, Parkanlagen und Gärten, — ein wahrhaft paradiesisches Landschaftsbild! Leider hat aber auch in Pasadena der Temperenzfanatismus die Oberherrschaft erlangt, der mit dem unter Hochdruck arbeitenden Unternehmungsgeiste der Yankees in die reizende Stadt eingezogen ist. Einem Deutschen kann selbstverständlich ein längerer Aufenthalt in einem Platze, wo es nur Wasser- und Sodatrinker giebt, nicht zugemutet werden. Ich ließ es daher in Pasadena bei einem Spaziergang durch die Stadt bewenden und reiste mit dem nächsten Eisenbahnzuge weiter nach Los Angeles, wo die heuchlerischen Temperenzler es noch nicht weiter als bis zum trockenen Sonntag gebracht hatten.

Mit einem Besuche in der Engelsstadt gelangte meine Reise ins „Boom"-Land glücklich zum Abschluß. Die Stadt Nuestra Señora la Reina de los Angeles, kurzweg Los Angeles genannt (482 engl. Meilen = 776 km südlich von San Francisco),

hat sich zur zweitgrößten Stadt in Californien emporgeschwungen. In sieben Jahren war ihre Bevölkerung von 11000 auf etwa 70000 Seelen gewachsen, und jeder ihrer Bürger war bereit, einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Jahre 1890 100000 Einwohner zählen würde. Das Äußere der Stadt, ihre Bauten, ihre Banken und Läden, der Verkehr u. s. w. hatten einen entschieden großstädtischen Anstrich. Die schmucken, mit halbtropischen Gärten umgebenen Privatwohnungen, die sauberen Straßen mit den cementierten Gehwegen machten einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck. Die heitere Stadt liegt wie in einem meilenweitem Garten von südlicher Farbenpracht. Orangenhaine, Obstgärten und Weinberge umgeben den Ort in weitem Kranze. Malerische Gebirgszüge, deren schöne Formen sich in wunderbar scharfen Umrissen vom Himmel abzeichnen, bilden den Rahmen des herrlichen Landschaftsbildes.

Die Engelsstadt war selbstverständlich der Mittelpunkt des großen „Boom" in Südcalifornien. 480 Makler machten es sich dort zur Lebensaufgabe, die Käufe und Verkäufe von wünschenswertem Grundeigentum in der Stadt und Umgegend an zukünftige Millionäre zu vermitteln. Im Geschäftsteile der Stadt erzielte dasselbe ohne Mühe Preise von 2000 und mehr Dollars den Frontfuß. Der Umsatz darin belief sich selten auf weniger als 200000, oft auf eine halbe Million und noch mehr Dollars an einem Tage! Während der letzten sechs Monate bezifferten sich die Grundeigentumsübertragungen in der Stadt auf 15077 im Werte von nahezu 42 Millionen Dollars. Der steuerpflichtige Wert des gesamten Eigentums in Stadt und County Los Angeles (ungefähr die Hälfte des wirklichen Wertes) hatte sich in einem Jahre (1886 bis 1887) von 40 Millionen auf 160 Millionen Dollars vermehrt!

Das Hauptfeld für jene fast ein halbes Tausend zählenden Makler war nebst der Stadt Los Angeles eine Menge neu gegründeter Städte in der Umgegend, von denen aber sehr viele nur ein papiernes Dasein hatten. In allen jenen Ortschaften war der Preis des Grundeigentums unglaublich gestiegen; die Hunderte von Dollars hatten sich in Tausende verwandelt, und immer noch

war kein Stillstand oder Rückgang in den Wertverhältnissen zu bemerken. Die zahlreichen Neuankömmlinge aus den östlichen Unionsstaaten sorgten nach Kräften dafür, daß der „Boom“ in Südcalifornien, wo sie Millionen Dollars angelegt hatten, nicht so bald aufhöre. Ein großer Teil des Landes bis zur mexikanischen Grenze war in städtische Grundstücke ausgelegt worden. Wer ein Stück Land in romantischer Lage besaß, der ließ dies womöglich als Stadt vermessen, da ein in städtische Grundstücke zerteilter Acker mit Leichtigkeit 4000 bis 10000 und noch mehr Dollars erzielte, wogegen dasselbe Land für Farmer, Weinbauern und Obstzüchter in den Markt gebracht, nur einige hundert und höchstens 1000 Dollars den Acker einbringen würde. In Südcalifornien war damals eigentlich alles feil — vom Palast bis zur Hütte, von einer meilengroßen Ranch bis zu einer bescheidenen Baustelle. Wer genug zahlte, der konnte sogar einen Kirchturm kaufen!

Da hat z. B. so ein geriebener Yankee ein wüstes Stück Land, 20 oder auch 100 engl. Meilen von Los Angeles spottbillig erworben. Die Lage ist selbstverständlich die herrlichste in der Welt, das Klima kann nirgend sonstwo auf diesem Planeten an Schönheit übertroffen werden! Der nächste Ort ist vielleicht zehn Meilen entfernt, Ansiedler giebts vorläufig fast gar keine in der Nähe, aber eine Eisenbahn führt in geringer Entfernung vorüber, und ein Bewässerungskanal ist leicht vom Gebirge hinzuleiten, um das öde Land der Kultur zugänglich zu machen. Der Yankee läßt sein Besitztum als Stadt vermessen, der er einen wohlklingenden Namen, z. B. Aurora, giebt. Ein Park und Bauplätze, die der Stadt von ihrem großmütigen Gründer geschenkt werden und dazu bestimmt sind, um ein Gerichtshaus, Kirchen und Schulen darauf zu errichten, nehmen die beste Lage ein. An verschiedenen Embryo-Straßen werden fünf hübsche Wohnhäuser erbaut, einige hundert Orangenbäume oder Fächerpalmen werden angepflanzt, ein artesischer Brunnen wird gebohrt, um das Wachstum der Bäume zu fördern, und schließlich läßt der unternehmende Städtegründer einen schönen farbigen Stadtplan in mindestens zehntausend Abzügen anfertigen, der überall in

Südcalifornien, auf den Eisenbahnen, in allen Wirtshäusern und Schenken, an den Mauern der Häuser u. s. w. und an allen besuchten Orten massenweise verteilt und angeklebt wird und jedermann in die Augen fallen muß.

Wochenlang liest man jetzt in jeder Zeitung mit fetter Schrift folgende, meistens eine ganze Seite einnehmende Anzeige:

Achtung! Achtung! Achtung!
Aurora!!! Aurora!!!
Arbeiter! Farmer! Kaufleute! Rentner!

Am 1. April wird die neugegründete Stadt Aurora öffentlich versteigert werden. Die Stadt der Zukunft! — Ein neues Riverside! — Ein Nebenbuhler von Pasadena! —

Das vorzüglichste Klima der Welt! — Balsamische Lüfte! — Kein Nebel, kein Fieber! — Der Boden unglaublich fruchtbar! — Wasser in Hülle und Fülle; ein artesischer Brunnen gebohrt, ein Bewässerungskanal bereits vermessen! — Die Eisenbahn ..... führt nahe an der Stadt vorüber! —

Ein Paradies auf Erden!!!

Die Scenerie — hochromantisch, erhaben, großartig! —

No Saloons!!! (Keine Trinkstuben.)

Nur nüchterne, arbeitsame Menschen sollen in Aurora wohnen!

Jetzt ist die Zeit da, für eure Kinder zu sorgen!

Wer lots an der Hauptstraße kauft, der wird sein Geld in zwei Monaten vervierfachen!!

In diesem Stil geht es fort, und zum Schluß heißt es: Fünf wunderschöne Villas, die der Gründer von Aurora bereits in der Stadt erbauen ließ, werden gleich nach der Auktion verschenkt werden!!! — Die Käufer von Grundstücken in Aurora sollen jene Villas unter sich auslosen.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Aurora kostet — hin und her! — nur 25 Cents!!! — Wer ein lot kauft, dem wird das Fahrgeld zurückerstattet! — Für Free Lunch wird ausreichend gesorgt sein! — Eine Musikbande begleitet den Exkursionszug! —

So ungefähr und vielleicht noch verlockender wird die Anzeige lauten.

Vierzehn Tage lang sieht man nun jeden Tag einen mit Fahnen und Blumen geschmückten großen sechsspännigen Wagen langsam durch die Straßen von Los Angeles fahren. Eine abenteuerlich herausgeputzte Musikbande wirbelt eine dröhnende Janitscharenmusik vom Wagen herunter. Die Rosse sind mit weißen Decken behängt, worauf in großen schwarzen Lettern Aurora zu lesen ist. Ringsherum um den Wagen sind breite weiße Tücher gespannt, auf denen in fußlangen schwarzen Buchstaben die Worte gemalt sind:

Aurora!!! Aurora!!!
Am 1. April Auktion der neuen Stadt Aurora!
Free Lunch!! — No Saloons!!
Rundreise nur 25 Cents!
Aurora!!! Aurora!!!

Am 1. April werden nach dieser großartigen Reklame unfehlbar einige tausend Kauflustige in der Nähe der Zukunftsstadt Aurora versammelt sein, wo die öde Gegend durch die Menschenmenge bereits ein heiteres Bild zur Schau trägt. Jeder von den Anwesenden hofft eine Villa zu gewinnen und wagt gern ein paar hundert Dollars, selbst wenn er die Auktion für Humbug hält. Die freie Beköstigung und die Musik sorgen für die nötige Begeisterung. Nachdem der Städtegründer eine prächtige Rede vom Stapel gelassen hat, läßt er seine sämtlichen Grundstücke in Aurora versteigern, die ohne Mühe Käufer finden. Schließlich werden die fünf Prämienhäuser ehrlich verlost. Die ganze Gesellschaft fährt wieder nach Los Angeles zurück, und mit Ausnahme der fünf Glücklichen ist jeder wütend darüber, daß Fortuna ihm keine Villa beschert hat. Was schließlich aus Aurora wird, bleibt dem Yankee ziemlich gleichgiltig. Die erste Anzahlung der üblichen 10 Prozent von der Kaufsumme seitens der Grundeigentumskäufer war für ihn schon ein ausgezeichnetes Geschäft. Wird etwas aus der Stadt, was immerhin möglich ist, so ist er, da alle lots dann voll bezahlt werden, ein gemachter Mann. Wahr-

scheinlich ist aber, daß Aurora nie mehr als fünf Häuser zählen wird.

Fast jeden Tag sah ich Reklamewagen, wie sie vorhin beschrieben wurden, mit Pauken und Trompeten durch die Straßen von Los Angeles fahren. Es kam sogar vor, daß sich die Spekulanten abends in Reih und Glied stellten und die ganze Nacht hindurch auf der Straße warteten, um am nächsten Morgen das Recht des Ersten bei der Auswahl von Grundstücken zu erlangen. Jede Zeitung in Südcalifornien enthielt Dutzende, oft eine ganze Seite ausfüllende Anzeigen, deren auffallend groß gedruckte Überschrift (wörtlich übersetzt), z. B. so lautete:

Der letzte Hahnenschrei (nämlich für Grundstücke) im lieblichen Lugonia! — (daneben ein großer krähender Hahn abgebildet).

Magnolia, das idyllische Magnolia! — Kein Branntwein, kein Bier, aber zahlreiche Kirchen und Schulen!

Oceanside, du Nizza am donnernden Pacific!

Beaumont, das Sanitarium der Mutter Natur!

Kaufe lots in San Bernardino, und du brauchst keine Diamanten!

Escondido, du thronst wie eine Fee im Gebirge!

Lordsburg, die Stadt der Zukunft! kommt alle nach Lordsburg!

Riverside, der Orangengarten der Welt!

Glückliches, anmutiges Pasadena, du Wunder aller Städte! No Saloons!!!

Ramona, die irdische Vollkommenheit! — Gesundheit! Bildung! Glück und Reichtum!

Alhambra an der Front!

Melrose, die blühende Jungfrau!

Ontario und Pomona, die holden Zwillingsschwestern!

Gladstone, das Herz von Azusa!

Claremont, du schöne! das die christlichen Väter, so da sangen: O könnte ich nur stehen, wo Moses stand! nie sahen.

Das Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Geschäftsaussichten, die herrliche Lage aller jener Plätze wurden in den

Zeitungen in langen Doppelspalten als noch nie dagewesen in blühender Sprache geschildert. Die Kapitalanlagen müssen sich in allen Fällen, hieß es, in zwei bis höchstens vier Monaten verdoppeln und vervierfachen. Große und kleine Farmen und Ranches, Grundstücke für Villen oder Geschäftshäuser, Heimstätten, Weideland, Orangenhaine u. s. w. wurden auf ähnliche Weise in Teilzahlungen in jeder Zeitung massenhaft zu Kauf angeboten. Überall wurde die Marktschreierei in möglichst bombastischem Stil betrieben. Aber die lächerliche Reklame erfüllte fast überall ihren Zweck. Wo die reichen unternehmungslustigen Amerikaner einen Platz begünstigten, war die Entwickelung desselben geradezu wunderbar. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter aller Art und Scharen von wohlhabenden Spekulanten strömten dort zusammen. Solche Städte blühten empor, als ob ein Zauberer in ihnen thätig sei.

Der Leser wird fragen, was das Ende vom großen „Boom“ gewesen ist, und wenn der unvermeidliche Krach eintrat? Glücklicherweise war der Übergang in geordnete Verhältnisse nicht so verderbenbringend, wie wohl mancher vermutet. Der Stadt Los Angeles, die sich rühmte, bereits 70000 Einwohner in ihren Mauern zu beherbergen, und die San Francisco bald zu überflügeln gedachte, wurden freilich im V.-St.-Census von 1890 nur 50394 Bewohner gutgeschrieben. San Diego mußte sich nach demselben grausamen Zahlenverzeichnis sogar mit 16153 Menschenseelen, deren Geistesflug ziemlich herabgestimmt war, begnügen; aber das prachtvolle Hotel del Coronado ist immer noch nicht abgebrannt und wird nach wie vor von Scharen reicher Vergnügungsreisenden besucht. Die meisten der anderen Buhm-Städte und -Städtchen traten auf ein bescheidenes Maß zurück, während die unzähligen Grundbesitzer in häuserlosen Städten keine Rechnungen an Maurer und Zimmerleute zu bezahlen hatten.

Daß Geschäfte aller Art in Südcalifornien während der nächsten Jahre nach dem „Boom“ nichts weniger als glänzend waren, da der erträumte Reichtum sich zum großen Teil in Dunst auflöste und die hochgespannten Erwartungen aller Bewohner sich

wieder einer rauhen Wirklichkeit anbequemen mußten, war die schlimmste Folge der Spekulationsseuche. Am schnellsten hat Los Angeles den Rückschlag überwunden, und es wurde die Einwohnerzahl dieser blühenden Stadt im Jahre 1899 bereits wieder auf mehr als 80000 Köpfe geschätzt. Ein allgemeiner Krach mit bankerotten Banken und dem finanziellen Ruin der ganzen Bevölkerung ereignete sich, was wie ein halbes Wunder erscheint, weder dort noch in den anderen südcalifornischen Städten. Die Orangenhaine zeitigen auf jenem Stück Erde immer noch ihre goldene Frucht, und der Himmel lacht freundlich wie zuvor auf ein gesegnetes Land herab, dessen leichtlebige Bewohner den großen Boom heute schon fast vergessen haben.

Peter und Paul im Süden.

Das war eine lustige Zeit! — so erzählte mir jüngst mein Bekannter Peter, als wir zwei in einem feinen Trinksalon an der Kearnystraße in San Francisco nach einem kostenfreien zweiten Frühstück uns einen Manhattan-Hahnenschwanz zubereiten ließen, und noch ein bischen miteinander plauderten — ja, ja! das waren glückliche Tage, ein fröhliches und sorgenfreies Leben, als ich noch im Staate Mississippi wohnte, ehe der verheerende Bürgerkrieg das blühende Land heimsuchte, und die warmherzigen Südländer jedem anständigen Fremden, den das Schicksal in ihre Mitte führte, eine helfende Hand zum Fortkommen reichten. Wer nur einen halbwegs offenen Kopf hatte, dem konnte es bei vernünftiger Benutzung des damals in den Südstaaten eingeführten unbegrenzten Pumps nicht fehlen, dort schnell auf einen grünen Zweig zu gelangen. Hören Sie nur selbst, wie es mir im herrlichen Süden erging. Nicht immer war ich ein so bescheidener Mensch, wie heute, und Sie werden bald meinen Unternehmungsgeist achten lernen!

Wir — nämlich mein ehrenwerter Genosse Paul und meine Wenigkeit — setzten dazumal unseren umherirrenden Fuß in die nagelneue Eisenbahnstadt Osyka (spr.: Oseika), welche im Staate Mississippi nicht weit von der Grenze von Louisiana liegt. Der New Orleans, Jackson und Great-Northern-Eisenbahngesellschaft war in Osyka vorläufig das Geld ausgegangen, so daß sie mit dem Bau der Bahn nicht fortfahren konnte, was die Geschäftsaussichten in jener Zukunftsstadt, wo der Endpunkt der Eisenbahn voraussichtlich mehrere Jahre bleiben würde, über die Maßen glänzend machte. Allerdings lag ringsumher noch dichter Urwald,

die Umgegend war noch ziemlich menschenleer, und reiche Pflanzer mit reizenden Töchtern wohnten in der Nähe durchaus nicht so viele, wie zwei frisch eingewanderte, lebensfrohe junge Deutsche dies wünschten. Doch es konnte nicht ausbleiben, daß hier in kurzer Zeit eine Menge von unternehmendem Volk zusammenströmte, und es ließ sich erwarten, daß alsdann auch die feurigen Kreolinnen in genügender Zahl vertreten sein würden, um uns die Grillen zu vertreiben. Genug, wir kamen zu dem Entschluß, hier unsere Zelte aufzuschlagen und um Fortuna zu werben. Geld hatten wir allerdings keins; aber dümmere Leute, als wir, denen auch kein Rothschild zu Gevatter gestanden, waren in Mississippi reich geworden. Warum sollte es uns nicht gelingen?

Als wir an einem sonnigen Morgen auf dem Stamm einer abgehauenen Fichte Platz genommen hatten und die Lage der noch mit Urwald bestandenen Bauplätze in unserem Geiste kritisch beleuchteten, um zu entdecken, an welcher Stelle wohl der Broadway von Osyka angelegt werden würde, redete uns ein Vollblutamerikaner vertraulich an: Ich sage Ihnen, meine Freunde! Sie wünschen wohl ein feines Lot (Grundstück) zu kaufen? Ich bin der Mann, der Ihnen dienen kann! Diese Hauptstraße gehört mir. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine echte Regalia anbiete? — Selbstverständlich schlugen wir die einladenden Habaneserinnen nicht aus, wirbelten bald blaue Wölkchen wohlgefällig in die Luft und erkundigten uns nach der Lage und dem Preise der „Lots“. Dreihundert Dollars für ein Mittel-, fünfhundert Dollars für ein Eck-Lot, lautete die Antwort. Und wann müßten wir dafür bezahlen? fragte Paul, indem er die Asche von seiner Regalia nachlässig wegschnippte. O! das hat Zeit! wenn das Haus fertig ist — oder später, erwiderte der zuvorkommende Straßenbesitzer. Wir entschlossen uns rasch, ein Eck-Lot zu kaufen, der Kaufbrief wurde in bester Form ausgestellt, wir gossen noch auf Kosten unseres Gläubigers einen Schluck Whisky hinter die Krawatte und waren Grundeigentümer in Osyka, mit einem Millionärpatent in der Tasche.

Die nächste Aufgabe war, uns klar zu werden, welche Art Geschäft wir gründen wollten, um unseren Glückstempel nicht

auf losen Sand zu bauen. Da jeder Eisenbahnzug eine Menge reicher New Orleaneser nach Osyka brachte, die sich nach Gesellschaft sehnten und jedermann, der Durst hatte, traktieren wollten, und sich im Orte ungezählte weiße Nichtsthuer herumtrieben, die entweder stundenlang in hockender Stellung auf dem Boden einander gegenüber saßen, sich mit Dolchmessern die Zähne stocherten, Tabak kauten, Holz schnitzelten und von Politik redeten, oder sich mit Revolverschießen unterhielten, Wettrennen in Socken oder auf ungesattelten Ponies veranstalteten, mit geborgten Silberdollars nach dem Strich warfen, oder Springübungen nach Art der Kängurus machten, — so schien uns diese lebenslustige Bande von wohlhabenden Fremden und einheimischen, am liebsten umsonst mittrinkenden freien Bürgern einen vortrefflichen Rohstoff für einen vornehmen Vergnügungsplatz zu bilden. An Durstigen fehlte es in Osyka entschieden nicht, und was anderweitigen, feineren Zeitvertreib anbetraf, z. B. Billardspiel, Würfeln, Kegelschieben, Poker, so zweifelten wir keinen Augenblick daran, daß sich unser Publikum leicht dazu heranbilden lassen werde. Das Ergebnis unserer sorgfältigen Beratung war der Beschluß, ein Vauxhall in Osyka zu gründen und dasselbe mit einer unserem Unternehmungsgeiste würdigen Pracht auszustatten.

Jetzt galt es, einen erfahrenen Architekten für den Bau des Vergnügungspalastes zu finden und das nötige Baumaterial zu erlangen; ein heikles Unternehmen, da unsere Taschen schon lange nicht mehr den erfreulichen Klang von klappernden Goldstücken vernommen hatten. Einen Architekten fanden wir bald in Gestalt eines herkulischen Negers, der sich vortrefflich darauf verstand, ein Haus zu zimmern, und den uns sein Herr, ein in der Nachbarschaft des Ortes ansässiger uns befreundeter Pflanzer für den bescheidenen Preis von fünfhundert Dollars für diesen Zweck gern vermietete. Der Pflanzer war ganz mit uns einverstanden, den ausbedungenen Betrag für den Bau des Hauses, nachdem dasselbe fertig sei, zu erhalten, und lieh uns sogar umsonst noch vier andere baumstarke Schwarze, um unser Grundstück von Bäumen zu säubern. Bei einem Besuch auf den in der Nähe der werdenden Großstadt liegenden Dampfsägemühlen machten

wir aber die unangenehme Entdeckung, daß jeder Fuß Bauholz, den die Mühlen zu schneiden vermochten, bereits vier Monate im voraus bestellt war. Der Preis belief sich auf zwölf Dollars für tausend Fuß. Paul bot einem Mühlenbesitzer unerschrocken sechzehn Dollars, wenn er uns unter der Hand den Vorzug geben und das Bauholz sofort liefern wollte. Abgemacht! — Zahlung, wie gewöhnlich — sobald das Haus fertig sei! — Nägel, eiserne Bolzen, Schlösser und Thürklinken und sonstige zum Bau erforderliche Sachen erhielten wir in den betreffenden Läden im Orte ohne sonderliche Mühe geborgt; auch machte es uns keine Schwierigkeit, Schindeln für das Dach und Ziegelsteine für die Schornsteine auf annehmbaren Pump zu erwerben.

Schnell wuchs das Haus aus dem Boden empor. Unser Kredit war in Osyka bei allen gediegenen Geschäftsleuten auf eine erfreuliche Weise im Steigen begriffen, denn da wir die Kosten unseres Palastes auf ungefähr fünftausend Dollars veranschlagten, so wurden wir dementsprechend abgeschätzt. Vor allem aber war es von der größten Wichtigkeit, daß wir uns möglichst bald etwas bares Geld verschafften, um unvorhergesehene dringende Ausgaben bestreiten zu können; denn, wie Paul zu thun pflegte, heute zwanzig Dollars von A., morgen zwanzig Dollars von B., übermorgen zwanzig Dollars von C. zu pumpen, dann, mit der Rückzahlung von zwanzig Dollars an A. beginnend, gleich wieder zwanzig Dollars von D. zu borgen und so fort, und auf diese Weise stets einen kleinen Kassenvorrat zu haben: ein solches urwüchsiges Finanzverfahren ließ sich auf die Dauer selbst in Mississippi kaum durchführen.

Nach reiflichem Überlegen beauftragten wir nun unseren schwarzen Architekten, rasch ein Eckstübchen unter Dach und Fach zu bringen, während der übrige Teil des Hauses einer langsameren Vollendung entgegenging. Sobald das Stübchen regendicht war, kaufte Paul vier Faß Whisky — selbstredend auf Borg —, wobei er lange Zeit um den genauesten Preis feilschte. Zwei von den Vierzig-Gallonentonnen wurden aufrecht hingestellt, zwei legten wir auf den Bauch und zwar so, daß die an den Enden eingebrannten Worte Rectified Whisky und Old Magnolia

abwechselnd vorn und obenauf zu lesen waren. Den Schnaps aus Faß Nr. 1 verkauften wir für anderthalb Dollars die Gallone, den aus Faß Nr. 2 für zwei Dollars, aus Faß Nr. 3 für zweieinhalb Dollars und aus Faß Nr. 4 für drei Dollars und mehr die Gallone. Da das edle Getränk nur zwanzig Cents die Gallone kostete, so war der Verdienst nicht schlecht.

Unsere Kunden pflegten aber so entsetzlich viel Whisky zu probieren, daß wir aus reiner Notwehr gezwungen waren, eine entsprechende Menge der abhanden gekommenen kostbaren Flüssigkeit durch Brunnenwasser zu ersetzen. Ich sträubte mich lange gegen dies Verfahren, das meiner Ehrenhaftigkeit widerstrebte, bis Paul mich davon überzeugte, daß sowohl vom medizinischen als vom moralischen Standpunkte aus betrachtet nichts dagegen einzuwenden sei; denn erstens sei verdünnter Schnaps dem Magen zuträglicher, als unverdünnter, der die Leber zusammenschnüre, und dann könnte kein billig denkender Mensch von uns verlangen, ungewässerten Branntwein an Kunden zu verkaufen, die so rücksichtslos wie die unsrigen beim Probieren waren. Es wurden deshalb nach reiflicher Überlegung zwei Eimer Wasser in das Vierzig-Gallonenfaß Nr. 1 geschüttet, der Inhalt der anderen Fässer dagegen, ihrem erhöhten Verkaufspreis entsprechend, etwas weniger verdünnt. Dies verantwortliche Verfahren war meine Aufgabe. Ich pflegte zum Beispiel erst einen Eimer voll Magnolia-Whisky vom Faß abzuzapfen, dann einen Eimer voll Wasser durchs Spundloch hineinzugießen und schließlich einen Besenstiel hineinzustecken, womit ich den edlen Stoff gehörig umrührte. Dies that ich aber stets bei verschlossenen Thüren.

Die Kundschaft kam bald in erfreulicher Menge. Es war eine wohlthuende Arbeit, den reihenweise aufmarschierten Negern ihre zwei bis vier Gallonen haltenden Korbflaschen mit gewässertem Old Magnolia zu anderthalb Dollars die Gallone zu füllen. Die Pflanzer, die meistens zu höheren Preisen Bourbon-Whisky und Brandy verlangten, erhielten, was sie wünschten — aus demselben Faß. Paul verkaufte sogar Schnaps, welchen er auf eine mir unbekannte Weise (wie ich vermutete mit Tabak) goldig gefärbt hatte, als Jamaica-Rum für sechs bis acht Dollars

die Gallone. Während meiner Berufsthätigkeit verzapfte ich einem knauserigen Kunden aus Connecticut fünf Gallonen Branntwein, wofür er nur anderthalb Dollars die Gallone bezahlte. Als er mit seinem Schatze abmarschieren wollte, trat ein ihm befreundeter Pflanzer in unser Destillierzimmer und kaufte, nachdem er den Schnaps in allen vier Fässern gründlich gekostet hatte, fünf Gallonen zu drei Dollars die Gallone. Dieser überredete als **Kenner** dann seinen Freund, den Connecticuter, der auf eine komische Weise durch die Nase sprach und sich lange sträubte, Geld zuzuzahlen, seinen Branntwein zurückgießen zu lassen und denselben für Drei-Dollar-Whiskey umzutauschen — ganz denselben Artikel zum doppelten Preise! So waren schließlich beide Herren zufriedengestellt. Beiläufig will ich noch erwähnen, daß wir im ersten Geschäftsjahre über sechshundert Tonnen Schnaps für unsere stets durstigen Kunden abzapften, — gewiß ein anerkennenswertes Zeugnis unseres unermüdlichen Fleißes!

Nächst dem Destillierzimmer erwies sich die Kegelbahn als eine Hauptquelle unseres Erwerbs. Der Bau und die Einrichtung der Kegelbahn war leicht bewerkstelligt, die Einnahme — indem die Spieler den Negerjungen fürs Kegelaufsetzen honorieren mußten — reiner Gewinn. Da nach den Gesetzen des Staates Mississippi das Kegeln auf neun Kegel (mit einem König) verboten und als Hazardspiel mit Gefängnisstrafe belegt war, — ein Beweis, wie sehr schon vor dem Sezessionskriege der demokratische Geist im Süden gelitten hatte, weil das Fallen eines gekrönten Hauptes für gute Republikaner eigentlich ein freudiges Ereignis sein sollte — so ließen wir einfach auf zehn Kegel (ohne einen König) schieben und nannten das Spiel ten pins statt nine pins. Es war dies eine zweckmäßige und durchaus erlaubte Umgehung der Gesetze. Seitdem wird in allen Staaten und Territorien dieser erleuchteten Republik nur mit zehn Kegeln gespielt. Das Kegelschieben, welches jeden Morgen um halb sechs Uhr begann und fast ununterbrochen bis spät in die Nacht dauerte, warf uns einen Nutzen von etwa zwanzig Dollars den Tag ab. Die von unserem Neger-Architekten angestellten weißen Zimmerleute pflegten sich oft mit Kegelschieben von der Arbeit zu er-

holen. Zwischen dem Destillierzimmer und der Kegelbahn kamen sie gar nicht aus der Kreide heraus und mußten uns am Schluß jeder Woche, statt Lohn zu erhalten, in der Regel noch Geld zuzahlen.

Auf diese Weise ward unser Vergnügungstempel unter Dach gebracht, ohne daß uns dabei widerwärtige Geldausgaben belästigt hätten. Es schien aber fast unmöglich, die unumgänglich notwendigen Thüren und Fenster, sowie das zu Fußböden, Stubendecken, Gesimsen u. s. w. erforderliche feinere Holzwerk geborgt zu erhalten; denn die in New-Orleans wohnenden Holzhändler, welche jene Artikel auf Lager hatten, waren durchaus nicht so zuvorkommend, wie ihre Kollegen in Osyka und verlangten nicht nur unantastbare Empfehlungen, sondern sogar Baranzahlungen. Als wir dies stolz verweigerten, wurden wir aus den Geschäftsstuben mehrerer Großhändler in der Halbmondstadt, bei denen wir einen Pump anzustrengen versuchten, höflich an die Luft gesetzt.

Jetzt zeigte sich Pauls Finanzgenie im hellsten Glanze. Es gelang ihm, von verschiedenen wohlhabenden Kaufleuten, welche Speicher und Wohnhäuser in Osyka bauen ließen, eine Anstellung als Makler zu erholten, um für ihre Rechnung feines Holzwerk, Thüren und Fenster bei einem der größten Holzhändler in New-Orleans auszusuchen. Durch Vermittelung prompt bezahlter Wechsel galt Paul bei dem Holzhändler bald als ein zuverlässiger Mann, dessen Empfehlungen unbedingten Glauben verdienten. Diesem vertraute er nun an, daß ein Herr Peter in Osyka ein sehr schönes Geschäftshaus errichten lasse, und daß er sich um dessen Kundschaft bemühen wolle. Borgen könne man ihm gern. Der reiche Holzhändler ging auf den Vorschlag mit Dank ein. Wir erhielten das notwendige Baumaterial auf langen Kredit, und Paul ließ sich als Makler für seine Mühe sechs Prozent Rabatt von der Rechnung in Bar von dem braven New-Orleanser auszahlen.

Die Stuben tapezierte ich mit höchsteigener Hand, und zwar mit den teuersten Glanztapeten, die wir selbstverständlich auf Kredit kauften. Ein Amerikaner, der das Anmalen des Hauses

kontraktlich für hundertfünfzig Dollars übernommen hatte, entwickelte einen solchen Durst und fand so viel Vergnügen am Kegelschieben, daß er, ehe er noch mit dem Aupinseln halb fertig war, uns bereits das Doppelte der ausbedungenen Summe für Whiskey und Kegelschieben schuldete. Das nötige feine Mobiliar sowie ein Billard zum Preise von vierhundert Dollars erstanden wir mit Leichtigkeit auf zwölf Monate Zahlungszeit von einem Franzosen in New-Orleans, indem wir ihm eine Hypothek auf unser Haus ausstellten.

Als unser Vauxhall nebst der Einrichtung fertig war, wozu auch eine vornehme Trinkstube mit Bildern, Spiegeln und blitzenden wohlgefüllten Karaffen gehörte, veranstalteten wir ein großartiges Einweihungsfest. Die Einladungen ergingen an unsere sämtlichen Herren Gläubiger, die alle erschienen und beim Feste eine unbändige Freude hatten. Fortuna blieb uns hold, und das Geschäft blühte auf eine Weise, die unsere kühnsten Erwartungen weit übertraf. Noch vor Abschluß des Jahres besaßen wir ein schuldenfreies Eigentum.

Unser Vergnügungstempel blieb jahrelang der Versammlungsort der hervorragendsten Bürger Osykas und der zahlreich dort eintreffenden Fremden. Das Destillierzimmer wurde unter die Obhut eines zuverlässigen Landsmannes gestellt, ich übernahm die Arbeit in der Trinkstube und am Billard, während Paul die Kegelbahn und die Pokertische fürsorglich beaufsichtigte. Die zahlreichen Bummler im Orte und die zanksüchtigen Hinterwäldler vermochten sich dem verfeinernden Einflusse unseres Umgangs nicht zu entziehen. Eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewährte uns dabei ein baumstarker und furchtloser Südländer, den wir mit einem Monatsgehalt von dreißig Dollars blos für den Zweck angestellt hatten, um gelegentlich gegen widerhaarige Kunden die Rolle des Hausknechts aus dem Nubierland zu übernehmen. Wenn ich Smythe zurief, Herr Soundso möchte gern einen Spaziergang machen, und jener dann seine Pfeife weglegte und langsam den Rock auszog, so war zehn gegen eins zu wetten, daß der Kunde sich schleunigst unsichtbar machte.

Leider hielten sich die feurigen Kreolinnen in gemessener Ferne

von unserem Vauxhall, was Paul oft das Herz schwer machte. Was mich anbelangt, so verschmerzte ich im Gefühl einer durch Genie und Thatkraft errungenen glänzenden Lebensstellung den Verlust des poetischen Umgangs mit dem schönen Geschlecht. Mein Stolz als unbeschränkter Herr und Diener in der vornehmen Trinkstube bestand darin, für unsere Gäste die prächtigsten Hahnenschwänze, Juleps und Coblers nach neuesten Mustern anzufertigen.

Hiermit schloß mein Freund Peter seinen lehrreichen Bericht über seine und Pauls Erlebnisse im sonnigen Süden. Wie sehr ist doch die Welt zurückgeschritten! dachte ich bei mir im stillen, als ich mit dem liebenswürdigen Erzähler nochmals den inneren Menschen stärkte — denn wo fände man selbst hier im vielgepriesenen Goldlande heute noch genügend Kredit und wohlwollendes Entgegenkommen, um, ohne einen roten Cent Kapital zu besitzen, ein anständiges Geschäft ins Leben rufen zu können? Die Menschheit wird allerorten philiströser, geiziger und selbstsüchtiger, und nur die Erinnerung an vergangene goldene Zeiten ist uns Alten als Trost des Daseins in einer nüchternen Gegenwart geblieben! — Meinem lieben Peter drückte ich wehmütig die Hand, als wir aus dem Trinksalon wieder auf die Straße ins helle californische Sonnenlicht traten. Beim Abschied bat ich ihn noch um Pauls Adresse, die er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat.

Eine Dampferfahrt mit Hindernissen.

Eine Dampferfahrt zwischen San Francisco und Portland in Oregon gehörte in früheren Jahren, selbst dann noch, als bereits schöne eiserne Schraubendampfer an die Stelle der sogenannten schwimmenden Särge getreten waren, nicht gerade zu den angenehmsten ihrer Art auf diesem Planeten. Die Barre des Columbia war damals das Schreckgespenst aller Reisenden. Geriet zum Überfluß während einer solchen Dampferfahrt auch noch das Stille Meer, das mitunter mit seinem Namen wenig Ehre einlegt, in Aufruhr, so wurde nicht nur Landratten, sondern sogar alten Seebären angst und bange dabei, und mit der Barre des Columbia war alsdann vollends nicht zu spaßen. Diese wird erst in jüngerer Zeit, seit die Mündung des großen Nordweststromes durch gewaltige Steindämme (Jetties) eingeengt und das Fahrwasser dadurch vertieft wurde, nicht mehr mit Angst und Grauen betrachtet, und heute fahren die großen Dampfer ohne Schwierigkeit herüber und hinüber. Mir sind die Seereisen zwischen San Francisco und Portland nichts Ungewöhnliches gewesen, und ich habe die berüchtigte Barre des Columbia in zwanzig Jahren nicht weniger als vierundfünfzigmal gekreuzt. Aber nur einmal ward mir das Glück beschieden, eine solche Dampferfahrt zu machen, von der ich kühn behaupten darf, es sei auch in diesem seefahrenden Zeitalter der Mühe wert, darüber zu reden. Ich will es deshalb wagen, hier eine Schilderung dieser Reise mitzuteilen, deren ungeschminkte Erlebnisse jeder Landratte die Sehnsucht nach einer ähnlichen Spritzfahrt auf einem großen Meerschiff zweifelsohne tief ins Herz senken wird. —

Bei Tagesanbruch am 4. Januar 1880 verließ der stattliche

Dampfer Oregon, auf dem ich nach einem längeren Aufenthalte im winterlichen Nordwesten die Rückreise nach dem sonnigen Californien antrat, die Stadt Portland (653 Seemeilen von San Francisco entfernt) und fuhr langsam den Willámette, einen Nebenfluß des Columbia, hinunter. Es war ein klarer, frostiger Morgen. Im Osten stand die gewaltige Schnee-Pyramide des Mount Hood und türmte ihren blendend weißen Scheitel über die dichtbewaldete Gebirgskette der Cascade Range prächtig in den blauen Äther. Als wir nach einer Fahrt von 12 engl. Meilen (19 km) in den Columbia einliefen, begrüßte uns die herrliche Schneekuppe des Mount St. Helens, der im damaligen Territorium, jetzt Staate Washington liegt und seinem Genossen Hood an Schönheit gleichkommt. Außer diesen beiden Schneeriesen traten noch die breiten weißen Häupter der in Washington liegenden entfernteren Bergkolosse Mount Adams und Mount Tacoma (meistens Mount Rainier genannt) ins Gesichtsfeld, die schimmernd über die dunkelen Wälder emporragten. Alle diese vereinzelt dastehenden Schneeberge erheben sich 9000 bis 14000 Fuß über den Meeresspiegel.

Weiter ging die Fahrt den breiten grünlichen Columbia hinunter, dessen Ufer hier, an seinem unteren Laufe, von Waldungen umsäumt sind, die sich in wellenförmigen Linien bis auf die Bergkuppen hinaufziehen. Das klare Wetter, das eine angenehme Reise in Aussicht gestellt hatte, war aber schon nach einigen Stunden vorüber, die Schneeberge setzten ihre Wolkenhauben auf, und es währte nicht lange, so begann ein Sprühregen (der berüchtigte Oregon mist) von einer so prosaischen Nüchternheit, daß unsere Begeisterung über den herrlichen Columbia dabei vollständig in die Brüche ging. Bei zahlreichen Lachspackereien vorbeifahrend, erreichten wir am hohen Nachmittage das noch 15 Seemeilen von der Strommündung entfernte, am linken Ufer liegende Städtchen Astoria, wo wir kurze Zeit verweilten, ehe wir die Seefahrt antreten sollten. Der Columbia hat hier die stolze Breite von 7 engl. Meilen (11 km) und ist einer Meeresbucht ähnlicher, als einem Flusse.

Mittlerweile hatte sich der Himmel mit düsteren Wolken

bedeckt, der Wind begann ein schrilles Lied zu pfeifen und die Reisenden machten lange Gesichter, als es hieß, daß wir schwerlich heute noch in die offene See gelangen würden. Unser Kapitän und der Lotse hatten ohne Zweifel guten Grund, bei dem drohenden Sturme vorsichtig zu sein; auch mußten sie den höchsten Wasserstand abwarten, damit der Dampfer nicht unterwegs in unangenehme Berührung mit dem Boden an der Flußmündung geraten möchte. Nach Dunkelwerden hätte kein erfahrener Lotse es unternommen, auch bei dem schönsten Wetter ein Schiff über die Barre zu leiten.

Daß dies ein äußerst gefährliches Fahrwasser ist, mußte auch dem Laien im Seewesen auf den ersten Blick klar werden. Zu beiden Seiten von der bei mäßig schwachem Winde anscheinend ganz friedlichen Wasserfläche auf der Barre liegen die Spits, wütende Brandungen, die stets einen Höllenlärm machen. Ein dort hineintreibendes Schiff ist unrettbar verloren. Bei stürmischem Wetter dagegen ist auch der mittlere Teil der Barre ein wahrer Hexenkessel von Wogenbergen, sodaß man alsdann das Meer vom Strome aus gar nicht sehen kann. Am rechten Ufer baut sich nahe an der Flußmündung das von einem Leuchtturm gekrönte Kap Disappointment schroff empor, während das linke Ufer flach ausläuft. Oberhalb der Barre erstreckt sich im Strome eine niedrige, von Pflanzenwuchs ganz entblößte schmale Insel, Sand Island genannt, auf welcher zwei den Schiffern als Wahrzeichen dienende Baken in Gestalt offener Holzgerüste hoch emporragen. Am Strande von Sand Island liegt das Wrack des dort gestrandeten alten Raddampfers Great Republic, über dessen Skelet und eiserne Räder die Brandung hintost. Am linken Ufer des Columbia stehen die weißen Garnisongebäude von Fort Stephens. Die ganze Scenerie hat einen höchst ungemütlichen Anstrich und erinnert den Beschauer mit unangenehmer Deutlichkeit an Schiffbruch und ähnliche Schreckensbilder.*)

*) Dies war das Bild, das die Barre des Columbia zu damaliger Zeit, als die vorhin erwähnten Jetties noch nicht vorhanden waren, dem Auge darbot.

Da das Wetter sehr dick wurde, ehe wir in die Nähe der Strommündung gelangten, so ließ unser Lotse, ein geborener Schleswiger mit Namen Jessen, unser Schiff eine zeitlang vor Fort Stephens still liegen, um dort die Ankunft des Dampfers State of California abzuwarten, der gerade durch den Nordkanal hereinfuhr. Diese Lotsen kehren, wie ich hier erwähnen muß, nicht, wie es sonst üblich ist, aus der See auf einem Lotsenboote in den Hafen zurück, sondern sie bleiben während der ganzen Reise zwischen San Francisco und Portland, und umgekehrt, auf dem Schiffe, das ihnen anvertraut ist, und übernehmen jedesmal vor der Barre des Columbia so lange das Kommando, bis der Dampfer entweder die offene See oder den Fluß erreicht hat. Der State of California, welcher einen geringeren Tiefgang als der Oregon hatte, schien eine recht gefährliche Fahrt zu machen, da wir mitunter nur seinen Schornstein wahrnehmen konnten, während sein Rumpf unseren Blicken ab und zu ganz entschwand. Aber er gelangte glücklich über die Barre in den Fluß. Als jener Dampfer dicht an uns vorbei fuhr, rief dessen Kapitän dem unsrigen zu: don't you try it! (Versuche es nicht) — und da Herr Jessen auch gar keine Lust zu verspüren schien, noch an diesem Abend in See zu stechen, so ließen wir bald darauf einen Anker fallen — und legten uns schlafen.

Am nächsten Morgen fuhren wir zur Zeit der Hochflut, die um sieben Uhr eintrat, nach der Barre hinaus, kreuzten eine Weile in ihrer Nähe hin und her, dampften dann eine Meile zurück und warfen schließlich abermals einen Anker aus, weil dem Lotsen die Überfahrt nicht ratsam scheinen mochte. Uns Reisenden kam dies ungemein lächerlich vor, da das Wasser an der Flußmündung mit Ausnahme der Spits gar nicht unruhig aussah und nur einen langen glatten Wogengang zeigte; aber Jessen, der die Barre des Columbia im Dienste der Regierung der Vereinigten Staaten genau vermessen hatte, wußte dort wahrscheinlich besser Bescheid als wir. Gegen Abend fuhren wir zur Flutzeit wieder hinaus, sprachen in Bakers-Bai am nördlichen Ufer vor, wo die Schiffe bei stürmischem Wetter mitunter Schutz suchen, dampften bei Sand Island vorbei und betrachteten das

Wrack des Great Republic; aber Jessen zuckte die Achseln, und aufs neue fiel der Anker. Am folgenden Tage fuhren wir wieder zweimal nach der Barre, und abends warfen wir abermals, diesmal in der Nähe derselben, einen Anker aus.

Nette Bescherung das! — Wir hatten gehofft, an diesem Abend in San Francisco ins Theater gehen zu können, und hier lagen wir noch immer hinter der verteufelten Barre. Es ward Nacht, stockfinster, kein Stern war am Himmel zu sehen. Ich hatte es mir in meiner Kabine, die auf dem oberen Deck lag, so gut es ging, bequem gemacht, das Waschbecken in ein Schreibpult umgewandelt und — — dichtete . . . . von den sonnigen Fluren Californiens! — Plötzlich entstand ein Höllenlärm: ein Pfeifen, Sausen, Rasseln, Poltern und Donnern, Wogengebrause, Sturmgeheul und Sündflutregen, der auf das Verdeck prasselte, — ein Spektakel, durch den ich ganz aus der Fassung geriet, so daß mir ein Prachtgedanke rettungslos abhanden kam. Werft den großen Anker aus! schrie der Kapitän. Matrosen und Schiffsoffiziere rannten miteinander nach dem Vorderdeck, bald darauf rasselte der gewaltige eiserne Zweizahn mit der schweren Kette hinunter in die Flut und packte tief unten das Sandbett des Columbia. Das Schiff gab einen fürchterlichen Ruck; aber der große Anker in Gemeinschaft mit seinem kleineren Genossen hielt den Oregon fest vor dem wütenden Sturm.

Es war eine böse Nacht! — Beide Anker schleiften ab und zu, und es mußten mächtige Kabel an den Ankerketten befestigt werden, um den Schwerpunkt des Druckes möglichst weit vom Schiff zu entfernen, während die unter voller Dampfkraft arbeitende Schraube dasselbe gegen den Sturm zu treiben sich bemühte. Dieser kam stoßweise, mit einer unbeschreiblichen Wut dahergebraust. Wären die Ketten oder Kabel entzweigerissen, so würde das Schiff unfehlbar dem Verderben geweiht gewesen sein, denn die Dampfmaschine allein war machtlos gegen einen solchen Sturm. Während die Winde rasten und der schwere Regen unausgesetzt auf das Verdeck prasselte, donnerte die Brandung auf der Barre, als ob Batterien von grobem Geschütz dort im Feuer ständen. Und dabei kam das Donnern allmählich näher, ein deutlicher

Beweis, daß die Anker mitunter ihren Halt verloren, und unser Schiff langsam den Spits zutrieb. Niemand an Bord des Oregon legte sich zur Ruhe nieder in dieser rabenschwarzen Sturmnacht und jeder war auf das Schlimmste gefaßt. Gegen Morgen hatte das grausige Unwetter ausgetobt, die Anker wurden gelichtet — nur noch $1/_2$ engl. Meile ($3/_4$ km) von den Spits! — und wir dampften nach Astoria zurück. Unser Kapitän sowohl wie Herr Jessen hatten beide ohne Zweifel Angst genug um die Sicherheit des Schiffes ausgestanden und verzichteten darauf, dasselbe nochmals in der Nähe der Barre vor Anker zu legen. Und doch war dieser Sturm nur das Vorspiel von dem Orkan, der bald darauf die Tiefen des Großen Oceans aufrühren sollte!

Am Morgen des 8. Januar fuhren wir zum zweitenmal von Astoria nach der Barre des Columbia, und diesmal zögerte unser Lotse nicht mit der Überfahrt. Langsam, und mit dem Senkblei gleichsam seinen Weg fühlend, leitete er das ihm anvertraute stattliche Schiff bei den Bojen vorbei durch den Südkanal. Die Spits rasten und tobten wie gewöhnlich, sonst aber war die Barre ziemlich ruhig. Nur einmal mußte ich mich vor einer zudringlichen Sturzwoge, die unvermutet auftauchte und hoch über den Bug des Oregon schlug, in meine Kabine flüchten. Als das lärmende Metallbecken uns zum Frühstück rief, waren wir bereits auf offener See, weit hinter uns lag der Leuchtturm auf dem Kap Disappointment, und linker Hand hob schon Tillamook Head seinen umbrandeten Felswall schroff empor.

Die Reisenden unterhielten sich über die glücklich überstandenen Gefahren; aber alle waren bald in fröhlicher Stimmung, als wir angesichts der bewaldeten Bergzüge an der Küste von Oregon lustig gen Süden dampften. Hofften wir doch das 540 Seemeilen von der Mündung des Columbia entfernte heiß ersehnte Goldene Thor ohne weiteren Aufenthalt zu erreichen! — Während des Tages fiel ein dichtes Schneegestöber, welches das Verdeck mit flockigen Krystallen bedeckte. Die in großer Zahl mitreisenden Californier waren nicht die letzten, sich auch einmal tüchtig zu schneeballen, und es herrschte auf dem Schiffe eine

ausgelassene Freude bei diesem für die Bewohner des sonnigen Goldlandes ganz ungewohnten Kampfspiel. Eine erwünschte Zielscheibe für unsere weißen Wurfgeschosse waren die den Dampfer umflatternden Möwen, welche jedoch nie getroffen wurden, und ihrerseits mit Geschrei Jagd auf die Schneebälle machten. Gegen Abend befanden wir uns auf der Höhe des Vorgebirges Foulweather, 84 Seemeilen südlich von der Mündung des Columbia, und hegten keinen Zweifel, daß wir lange vor Tagesanbruch bei dem kaum noch 100 Seemeilen entfernten Kap Blanco vorbeifahren würden.

Ich hatte mich nach einem hitzig umstrittenen Spiel Cayenne-Whist spät zur Ruhe begeben und träumte von großen Schlemms und fein berechneten Nullos, als ich kurz nach Mitternacht durch einen neuen Sturm aufgerüttelt wurde, der mit vollen Backen blies. Das Schiff schlenkerte dermaßen, daß ich nur durch große Geschicklichkeit das Herausfallen aus meinem schmalen Bett zu verhindern vermochte. Bei Tagesanbruch artete der Sturm in einen förmlichen Orkan aus. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, in meine Kleider zu schlüpfen und meiner Stiefel habhaft zu werden, welche die merkwürdigsten Springübungen in meinem Zimmerchen anstellten.

Endlich war ich marschfertig und wollte mich nun aus meiner engen Behausung auf dem oberen Deck zum Frühstück nach dem im unteren Raume liegenden Speisesaal begeben. Ebenso gut hätte ich den Versuch machen können, am Schornstein des Dampfers emporzuklimmen, als nach der von meiner Kabine kaum zwanzig Schritt entfernten Treppe zu gelangen, denn der Sturm wütete durch den dazwischen liegenden quer über das Schiff führenden offenen Gang mit einer solchen Gewalt, daß niemand dort festen Fuß fassen konnte. Auf dem Verdeck sah ich keine Menschenseele. Der Dampfer machte die merkwürdigsten Springübungen. Bald that er einen Satz bergauf, bald einen in die Tiefe, bald lag er auf dieser, bald auf jener Seite, mit der Brüstung schräge dicht am Wasser, bald schüttelte er sich wie eine Ratte, die im Maul eines Bull-Terriers kräftig hin und her geschlenkert wird, während sich das Wasser ab und zu mit mächtigen Sturzwellen über das

Verdeck ergoß. Die grünlichweißen Thalmulden zwischen den Wogenbergen waren doppelt so lang wie unser Schiff und gewiß an 80 Fuß tief; und dabei heulte und brüllte der Orkan mit einer wahrhaft satanischen Wut, während der Regen wolkenbruchartig vom fahlgrauen Himmel herunterstürzte. Nie in meinem Leben habe ich auf meinen zahlreichen Seefahrten das Meer in einem solchen Aufruhr gesehen, wie den Stillen Ocean bei diesem grauenhaften Sturm.

Ich würde mich einer groben Unwahrheit schuldig machen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mit meiner Lage im entferntesten zufrieden war. Mutterseelenallein in meiner Kabine ertrinken zu müssen, schien mir trotz meiner zahlreichen Sünden eine Ungerechtigkeit des Schicksals zu sein. Nach Menschen sehnte ich mich mehr denn je, um wenigstens den Trost des Sterbens in angenehmer Gesellschaft zu haben. Doch was nützten mir die frommen Wünsche? Vorläufig hatte mich der Orkan dort eingesperrt, und ein Rückzug unter Deck ohne Hilfe war ganz undenkbar.

Während der nächsten Stunde mußte ich fast unausgesetzt die wunderbarsten Turnübungen in meiner Kabine anstellen. Die Latten des obersten Lagers, welche ich, um Platz in meiner engen Behausung zu gewinnen, vorm Schlafengehen herausgenommen und unter mein Bett gesteckt hatte, waren nicht mehr am Boden zu halten und sprangen in Gemeinschaft mit dem Sitzbock und Stiefelknecht, mit Pantoffeln, Handkoffer, Schirm, Gläsern, Whiskeyflasche, Kamm und Zahnbürste, Näpfen für Seekranke und meinem schönen steifen Filzhut lustig im Zimmer hin und her. Ich befand mich bald auf meinem Bett, bald auf dem Boden, bald in dieser, bald in jener Ecke, bald an der Thür oder am Fenster, und machte ohne Erfolg die verzweifeltsten Anstrengungen, mich hier oder dort festzuklammern. Gegen den pöbelhaften Sturm, der mich ohne alle Ursache umherschlenderte und durchbläute, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Wut, das sich in lauten Verwünschungen Luft machte. Besonders ärgerte ich mich über meinen steifen Filzhut, der mit einer geradezu unbändigen Freude im Zimmer herumsprang, und den ich lange Zeit vergeblich zu

erhaschen mich bemühte. Als ich bei einer solchen Turnübung gegen das zertrümmerte Fenster geworfen wurde, erspähte mich ein Matrose, der sich mit größter Vorsicht langsam an der Brüstung des Dampfers entlang bewegte und mir zurief, ich möchte doch möglichst schnell aus meiner Kabine herauskommen, da das Kajütenhaus schwerlich noch lange stehen bleiben würde. Ich erklärte ihm meine hilflose Lage, worauf er mich über den sturmgepeitschten Gang nach der nahen Treppe geleitete, die wir, auf Händen und Füßen am Boden hinkriechend, glücklich erreichten.

Nie in meinem Leben werde ich das Schreckensbild vergessen, das mir im unteren Schiffsraume vor Augen trat. Eine gewaltige Woge hatte soeben eine von den schweren eisernen Thüren an der Außenwand im Zwischendeck durchgeschlagen und mit ihr mehrere Lagerstätten fortgerissen und dieselben mit Männern, Frauen und Kindern und so und so vielen Tonnen Wasser an die andere Seite hinübergeschleudert. Frauen, mit Kindern auf den Armen, lagen auf den Knieen und jammerten und beteten in Todesangst, Männer fluchten und schrieen entsetzt durcheinander, denn jeder erwartete, daß im nächsten Augenblick eine zweite Woge hereinbrechen und den Untergang des Schiffes zur Folge haben werde. Zum Glück war der Schaden nicht so groß, als man beim ersten Schrecken vermutete. Die durchnäßten Zwischendeck-Reisenden wurden nach der ersten Kajüte befördert, die gähnende Öffnung in der Schiffswand, wo die schwere Eisenthür ganz aus den Angeln gerissen worden war, schloß man, so gut es sich machen ließ, mit Bohlen und Balken, und die Offiziere stellten nach Kräften die Ordnung wieder her. Als ich beim Maschinenraum vorbei lavierte, fiel es mir auf, daß die Kolben sich zitternd und nur mit der größten Mühe auf und ab bewegten, ein deutlicher Beweis von dem furchtbaren Wogendrang, gegen welchen die Dampfmaschine ankämpfte wie ein hilfloses Kind.

Im Speisesaal befand sich der auf hoher See unbeschäftigte Lotse, der eine unerschütterliche Ruhe bewahrte und nur ab und zu einen Matrosen nach dem Barometerstand befragte. Die Reisenden hielten sich fest an den Stuhllehnen und Säulen und

sahen mit geisterbleichen Mienen bald nach dieser, bald nach jener sich hinüberneigenden Wand. Geriet der Dampfer besonders heftig ins Schwanken, so ereignete es sich mitunter, daß jemand, der einen Pfosten umklammert hielt, den Halt auf dem Boden verlor und seine Beine wie eine Wetterfahne in die Luft hinausstreckte. Die Stewardeß machte einmal, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, einen geschickten Sprung mit einem Theebrett voll Tassen in der Hand über einen sich plötzlich auf die hohe Kante stellenden Eßtisch hinüber, ein Schauspiel, das unter anderen Verhältnissen höchst belustigend gewesen wäre, das hier aber niemandem ein Lächeln entlockte. Keiner von den Reisenden redete ein Wort und jedermann war augenscheinlich darauf gefaßt, daß der schwer arbeitende Dampfer dem furchtbaren Sturm- und Wogendrang in kurzer Zeit zum Opfer fallen müsse. Endlich brachte ein Matrose dem Lotsen die Botschaft: Das Barometer steigt! — worauf jener nur Thank God! erwiderte.

Das Wüten des Orkans verminderte sich bald darauf zusehends, die Dampfmaschine begann aufs neue ihren regelmäßigen Gang, und nach einer weiteren Stunde fuhr der wackere Oregon wieder lustig über die noch immer mächtigen Wogenberge nach Süden. Die Tüchtigkeit der Seeoffiziere (meistens Deutsche) und der Mannschaft während des Sturmes war bewundernswert und jeder von ihnen hatte dem Tode dabei ins Auge gesehen. Ganz besonders zeichnete sich der erste Offizier E. Pohlmann aus, der stets dort zu finden war, wo die größte Gefahr drohte. Wie nahe wir daran gewesen waren, in die Tiefen des Oceans hinabzusinken, bewies die Bemerkung des Herrn Jessen: Es hätte der Dampfer nach seinem Dafürhalten den fürchterlichen Sturm schwerlich noch eine Stunde länger aushalten können, ganz abgesehen von der Gefahr, an die felsige Küste geworfen zu werden, der das Schiff bereits auf bedenkliche Weise nahe gekommen sei. Was in solchem Fall unser Schicksal gewesen sein würde, das möge sich der Leser selbst ausmalen. Unser im Seedienst ergrauter Kapitän sagte, dies sei der schwerste Sturm gewesen, den er in 27 Jahren erlebt hätte.

Der Orkan, welcher den Dampfer Oregon an den Rand des

Verderbens brachte, hatte eine Schnelligkeit von 80 engl. Meilen (128 km) in der Stunde. Er raste verheerend durch den Staat Oregon und das Territorium Washington, zertrümmerte eine Menge Häuser und Brücken, warf die Fenzen nieder, entwurzelte ganze Wälder und schleuderte die Bäume quer über die Landstraßen, vernichtete Menschenleben und ließ Elend und grauenhafte Verwüstung auf seiner Spur zurück; bei Astoria warf er den Dampfer State of California mit solcher Wucht gegen die Landungsbrücke, daß diese von dem eisernen Koloß ganz zerschellt wurde; in Portland zerstörte er Eigentum im Werte von mehr als 100 000 Dollars. Die telegraphische Verbindung zwischen dieser Stadt und San Francisco war eine volle Woche unterbrochen.

Unsere Weiterreise bis nach San Francisco verlief ohne nennenswerte Ereignisse. In der nächsten Nacht fuhren wir endlich bei Kap Blanco vorüber, das uns noch einen Sturmesgruß zurief. Als wir das Vorgebirge Mendocino, 195 Seemeilen von San Francisco, erreicht hatten, sprang ein günstiger Wind auf. Mit vollem Dampf und alle Segel an den Masten fuhren wir am Sonntag, den 11. Januar, an der californischen Küste entlang, erfreuten uns an ihren grünen Gefilden und an dem lachenden Sonnenschein und wurden nicht müde, uns über die Schrecknisse der glücklich überstandenen Stürme zu unterhalten. Die Sanddünen und Rotholz-Wälder von Point Arena sahen wir bei Sonnenuntergang; Point Reyes, nur noch 33 Seemeilen von San Francisco entfernt, sandte uns um zehn Uhr in der Nacht von seiner schroffen Felshöhe einen Strahlengruß zu. Und jetzt — dort das flammende Licht auf den Inseln der Farallones, und hier das Goldene Thor mit seinen uns wohlbekannten grauen Felszacken und hohen Leuchttürmen, und um Mitternacht endlich die weite Bai mit den roten Mauern von Fort Point, den Inseln und zerstreut ankernden Klipperschiffen, die Werften mit ihrem Mastengewimmel und die wie ein riesiger Fächer von Gasflammen und elektrischen Lichtern auf den schwellenden Hügeln vor uns ausgebreitete Königin des Pacific: es war wie ein Erwachen zu neuem Leben nach

einem angsterfüllten Traume. — Als der Wiederhall unseres Salutschusses mit Krachen über die Berge und das sich zur Nachtruhe rüstende San Francisco hinrollte, horchte dort wohl mancher freudig auf, der eine volle Woche lang nichts von dem sturmumtosten Dampfer Oregon vernommen hatte.

Sam Smith.

Allein in seinem Sanktum sitzt Smith, der Litterat,
Es ruht auf seinen Schultern das Wohl und Weh vom Staat;
Vom „Freiheitsbanner“ war er der Leiter kurze Zeit,
Als Federheld in Bodie*) gefürchtet weit und breit.

Sam Smith kam aus New Jersey, war hager wie ein Stock,
Trug hohe Vatermörder und einen schäb'gen Rock.
Bedeutend war sein Antlitz: bartlos, die Nase spitz,
Die Lippen dünn, das Auge der schlauen Bosheit Sitz.

Sam war ein echter Yankee. Es lag ihm nichts daran,
Ob über ihn im Städtchen auch schimpfte jedermann,
Wenn er nur Geld verdiente. Sein Blatt war voll Skandal;
Er wußte ja, das mehrte der Abonnenten Zahl.

Ein Streit beim Kartenspiele mit Schießerei dabei,
Verdacht der Ehetreue, ein bischen Schwindelei,
'ne Hetzjagd auf Chinesen und anderweit'ger Spaß
Gab Stoff für Leitartikel, die man begierig las. —

Allein in seinem Sanktum sitzt Smith, der Litterat,
Und schaukelt sich im Lehnstuhl am Nachmittage spat.
Das Morgenblatt ergreift er, das neuen Ruhm verspricht,
Und liest, was er geleistet, mit spöttischem Gesicht.

Dick aus El Paso — schrieb er — ist ein gemeiner Hund!
Man sollt' ihn teeren, federn: das wär' dem Kerl gesund!
Dick war betrunken wieder und prügelte sein Weib,
Wie's ja in Texas Sitte als froher Zeitvertreib!

*) Californische Minenstadt, nicht weit von der Grenze des Staates Nevada.

Und Bill aus Arizona, der schmutz'ge Cowboy, stahl
Ein Pfund Tabak; bekanntlich war's nicht das erste Mal!
Der Bursche würde stehlen 'nen Ofen, glühend-heiß,
Das Hemd von einem Toten! — Pfui über solch Geschmeiß! —

So stand's im Freiheitsbanner mit dicker, fetter Schrift,
In einem Leitartikel voll Galle, Hohn und Gift.
Sam Smith streckt auf den Schreibtisch die Beine hoch hinan
Und denkt mit Stolz beim Lesen: Du bist ein großer Mann! —

Der Editor zu Hause? — So schallt's ihm rauh ins Ohr;
Da springt er, unheilahnend, von seinem Stuhl empor.
Er denkt an seine Größe, an seinen Ruhm nicht mehr,
Denn eine Hundepeitsche gewahrt er, lang und schwer.

Ein Hüne schwingt die Peitsche in seiner mächt'gen Hand,
Sein Adlerauge glühend im wilden Zornesbrand.
Ein Schlapphut deckt den Scheitel, ein rotes Hemd die Brust,
Am Stiefel klirrt der Radsporn, des „Rangers“ *) Stolz und Lust.

Wird's bald? — so ruft er grimmig — Bist du es, räud'ger Hund,
Der Texas' Ehrenmänner beschimpft mit frechem Mund? —
Sam Smith erwidert hastig: Mein Prinzipal ist fort,
Ich will ihn rufen — macht euch's derweil bequem am Ort.

Der Riese setzt sich fluchend; fast brach der Stuhl entzwei.
Sam schaut besorgt die Peitsche und denkt: der Weg ist frei!
Der mag hier lange warten, eh er mich wiedersieht!
Und eilt zur nahen Treppe, die er hinunterflieht.

Doch weh! hier kommt ein zweiter nicht minder grimm'ger Mann,
Der ihm den Ausgang wehret; der redet barsch ihn an:
Der Editor zu Hause? — Es ist der Cowboy Bill,
Der mit 'nem dicken Knüppel ihn just besuchen will.

---

*) Die »Texas-rangers« bilden ein berittenes Corps von wilden Abenteurern, die angeworben werden, um die Grenzdistrikte gegen die Indianer und räuberischen Mexikaner zu schützen.

In Leder ganz gekleidet war Bill, der sechs Fuß maß,
Ein böser Kerl, den jeder vermied in Ernst und Spaß.
Sam Smith belehrt ihn höflich: Der Editor? ach so!
Der wartet auf dich droben in seinem Studio.

Bald dröhnt durchs Haus ein Fluchen, ein wildes Lärmgetos',
Gekrach, Geheul und Stampfen, als wär' die Hölle los.
Im Sanktum schlugen mächtig einander Bill und Dick,
Und brauchten Peitsch' und Knüppel mit seltenem Geschick.

Die Lage klar zu machen, nahm keiner sich die Zeit;
Kaum sahn sie sich, so stürzten sie beide vor zum Streit.
Vom andern glaubte jeder, es sei Sam Smith gewiß;
Der schlich zur Thür und lachte, daß ihm der Leibgurt riß.

Der Knüttel und die Peitsche ward jenen bald zur Last;
Sie packten sich und warfen den Trödel fort mit Hast.
Hei! wie die Rippen krachten beim Schlag der Fäuste schwer,
Wie Tisch und Stühle brachen und stürzten kreuz und quer!

Sie rollten auf den Boden und bissen sich vor Wut;
Zum Schlachtfeld ward das Sanktum, bespritzt mit rotem Blut.
'ne halbe Stunde währte der Kampf und Mordskandal —
Dann trug auf einer Thüre man beide ins Spital. —

Sam Smith blieb nicht in Bodie, bis Dick und Bill gesund.
Warum? — ist leicht zu sagen! ein jeder kennt den Grund! —
Papier und Tinte packte er in den „Carpet-Sack“ *)
Und reiste nach New Jersey — weg von dem Lumpenpack!

---

*) Carpet-bag = eine aus billigen Teppichresten verfertigte Reisetasche.

Jim Slick und Jim Slim.

Jim Slick aus Colorado
Kam kürzlich nach Tucson*),
Dort traf der Desperado
Jim Slim im Kneipsalon.

Jim Slick trug an den Hüften
Ein groß Revolverpaar;
Es dröhnte in den Lüften,
Wo er zugegen war.

Fünf Männer schoß er nieder
Jüngst in Neu Mexiko —
So schwor er — sieben wieder
Und dreizehn anderswo.

Slick war ein Todesschrecken
Für Ah Sau und Hop Li,
Verfehlte sie zu necken
Mit dem Revolver nie.

Kam John daher die Straße,
So riß er ihn am Zopf
Und feuerte zum Spaße
Ihm dicht vorbei am Kopf.

Kein Hund war vor ihm sicher,
Kein Kater auf dem Dach;
Nachts durch die Straßen schlich er
Mordgrübelnd ihnen nach.

---

*) Tucson (spr.: Tu-ßón), eine Grenz- und Minenstadt im südlichen Arizona.

Er fluchte unabläſſig
Und ſchwor wie ein Kroat;
Nichts war ihm mehr gehäſſig
Als Ruh' in Stadt und Staat.

In jeder Kneipe waren
Durchlöchert Deck' und Wand;
Slick ſchoß der Fliegen Scharen
Dort mit geübter Hand.

War er zu Bett gegangen,
Schoß er das Nachtlicht aus,
Schrie auch vor Angſt und Bangen
Entſetzt das ganze Haus.

Jim Slick aus Colorado
Trat in das Trinklokal.
Laut grüßt den Desperado
Ein wild Hurra im Saal.

Da ſchlägt er mit dem ſchweren
Revolver auf den Tiſch.
Du Hund von Wirt! willſt hören?
Wo iſt dein Schnapsgemiſch?

Das Beſte her! — zu Saufen
Gieb meinen Freunden hier!
Vom Hahn laß Brandy laufen!
Der Teufel zahl' dafür! —

Da klirren, klappern, klingen
Die Gläſer beim Geſchrei.
Mit wüſtem Lärmen ſpringen
Die Männer all herbei.

Den Gurt geſpickt mit Dolchen,
In Hemden, rot und grün —
Von Arizonas Strolchen
Ein Haufen, heldenkühn.

Nur einer dort im Zimmer,
Der sitzt abseits beim Glas
Und rührt und regt sich nimmer
Und schlürft sein feurig Naß.

Klein ist er, sehnig, hager —
Jim Slim aus Arkansaw;
In Tombstones*) Minenlager
Jim Slick den Knirps schon sah.

Wie er ihn wiederschauet
Dort still in seiner Ruh,
Ist er nicht baß erbauet,
Tritt grimmig auf ihn zu.

Steh auf, mein Bübchen! trinken
Mußt du mit mir sofort!
Sonst schlage ich den Zinken
Ins Maul dir — drauf mein Wort! —

Da zieht Jim Slim bedächtig,
Der sich zusammenrafft,
Ein Messer, blank und mächtig,
Aus seinem Stiefelschaft.

Wie ein Apache springt er
Empor mit schrillem Schrei;
Sein Riesenmesser schwingt er
Hoch in die Luft dabei.

Jim Slick vergißt das Schießen
Und rennt hinaus zur Thür,
Jim Slim, ihn aufzuspießen,
Rast nach, wild wie ein Stier.

---

*) Tombstone (spr.: Tuhmstone) — zu deutsch *der Grabstein* — ist der vielversprechende Name des wildesten Minenlagers im Territorium Arizona, in welchem Platze sich auch die meisten von den berühmten Geschichten des bekannten Witzblattes *Der Arizona-Kicker* abspielen.

Wie eine wüt'ge Meute
Folgt mit Geschrei die Schar.
Slim bringt zurück als Beute
Ein groß Revolverpaar.

Bescheiden setzt sich nieder
Jim Slim im Kneipsalon;
Nie sah Jim Slick man wieder
Im lustigen Tucson.

Herr Augustin.

Herr Augustin war überaus
Griesgrämig stets zu schauen:
Kein Weibchen gabs in seinem Haus,
Sein Lockenhaar zu krauen;
Kein Baby schrie naturgerecht,
Nicht zogen wilde Buben
Mit Jubel seinen Stiefelknecht
Als Kutsche durch die Stuben.

Er hatte keine dralle Magd,
Die Wangen ihr zu kneifen,
Und konnte nur, von Zorn geplagt,
Hop-Li beim Zopf ergreifen.
Das war ein Diener säuberlich,
Der ihm das Bett aufmachte,
Unhörbar wie ein Kater schlich,
Und gern im stillen lachte.

Oft gähnte auch manch schlimmes Loch
In Strümpfen, Hemden, Taschen,
Denn nie hat ein Mongole noch
Geflickt, was er gewaschen.
Es war gezwungen Augustin,
Zu stopfen und zu nähen;
Wenn er sich stach, da konnt' man ihn
Am Finger saugen sehen.

Dem Junggesellen, ihm entschwand
Solch' Dasein traurig-bange;

Kaum daß er manchmal Tröstung fand
Im süßen Liedersange.
Auch diese Freude störte Li
Ihm oft mit leisem Lachen,
Und nirgends fand er Sympathie
Für seine schönsten Sachen.

Warum betrat er eigentlich
Der Goldstadt Pflastersteine?
Doch wahrlich nicht, damit er sich
Tot ärgre hier alleine!
Es war ihm gegen die Natur,
Dies Leben fortzuführen;
Er dachte grimmig nach und schwur,
Ein Weibchen sich zu küren.

Und er entschloß sich kurz und gut,
Den Nachbarn zu besuchen,
Der oft ihn schon zum Essen lud,
Zu Braten, Thee und Kuchen.
Der hatte, traun, der Töchter zwo:
Lucinde, sanft und schmachtend,
Amanda, immer keck und froh,
Auf Männerblicke achtend.

Amanda hatt's ihm angethan
Mit ihren Rosenwangen,
Mit ihrem herrlichen Sopran,
Wenn ein Duett sie sangen.
Wie hing dem blonden Troubadour
Der Himmel dann voll Geigen!
Doch mit der Augensprache nur
Konnt' sein Gefühl er zeigen.

Nie sagt' er ihr mit einem Wort,
Was ihn so tief bewegte,
Was neben ihr ihn immerfort
So wonniglich erregte.

Amanda, zarte Blume du,
Wann wirst du wohl die meine?
So rief er, ging er spät zur Ruh'
Bei seines Talglichts Scheine. —

Drei Monde trug der arme Wicht
Der Jungfrau Bild im Herzen;
Blaß ward er, schmäler im Gesicht,
Von seiner Sehnsucht Schmerzen.
Die Köchin schüttelte den Kopf
Und sprach zu ihrer Base:
Ich seh, es ist verliebt der Tropf,
So spitz ward seine Nase!

Doch nobel stets war Augustin
Im warmen Dichterbusen;
Lappalie war das Geld für ihn,
Den Lieblingssohn der Musen.
Er sprach: Kauf' eine Loge, Li,
Zur Oper heut' geschwinde,
Und bring' die Karten prompt und früh
Dem holden Nachbarskinde!

Doch sage nicht, von wem sie sind,
Und wer sie ihr bescheret;
Es ahnt gewiß das holde Kind,
Wer es so hoch verehret! —
Li kaufte gleich beim Isidor
Die Karten, wie befohlen,
Und schob dieselben unters Thor
Beim Gastfreund sehr verstohlen.

Wer war so frech wohl, sackerlot! —
Ruft zornerregt der Vater —
Und schenkt uns, wie ein Gnadenbrot,
Die Loge fürs Theater?
Amanda, gieb den bunten Wisch
Der Küchenfee Philippe!

Zur Oper kann sie gehn nach Tisch
Mit ihrer ganzen Sippe!

Laut brach im untern Hausrevier
Der Jubel los zur Stunde;
Die Suppe ward versalzen schier
Bei solcher frohen Kunde.
Philippens Schatz war gleich bereit
Mit viel Verbindlichkeiten,
Die Basen nebst der Küchenmaid
Zur Oper zu begleiten. —

Im Musentempel giebt es, traun!
Ein selt'nes Schauspiel heute;
Nach einer Bühnenloge schaun
Voll Spannung alle Leute.
Die Ladies kichern gutgelaunt
Auf ihrem Sammetsitze,
Selbst der Olymp ist baß erstaunt
Und reißt die derbsten Witze.

Vorn sitzen stolz und selbstbewußt
Die Köchin und ihr Freier:
Es strahlt auf seiner breiten Brust
Ein Kohinur voll Feuer;
Sie, gelbgelockt wie Lorelei,
Voll Rosen, Gold und Spangen,
Die Basen, in der zweiten Reih',
Chrysanthemumbehangen.

Auch Augustin, erregt und blaß,
Schaut hin mit süßem Zagen;
Starr blickt er durch das Opernglas,
Sein Schicksal zu befragen.
Der Hand entfällt ein Rosenstrauß,
Bleich wird des Jünglings Lippe,
Denn statt Amandas Bild, o Graus!
Sieht er das Weib Philippe.

Vor Augen wirds ihm gelb und grün,
Und seine Schläfen pochen;
Er stürmt hinaus, als hätte ihn
Ein Skorpion gestochen.
Aus blauem Äter blickte schief
Der blasse Mond hernieder,
Als durch die Straßen heimwärts lief
Der Sänger zarter Lieder. —

Es hört Amanda, gramerfüllt,
Die traurige Geschichte,
Doch Augustin erwartet wild
Hop Li zum Strafgerichte.
Der fliegt, als er erscheint, im Nu
Hinab die steilen Stufen;
Man hört ihn nur: Tschu-tschu! Tschu-tschu!
Namaka-hai!*) ausrufen.

*) Ein kräftiger chinesischer Fluch.

Chinesische Ballade.

Es fuhr von Ton-Kiangs Gestaden
Ah Sau voll Hoffnung übers Meer,
Mit Bambusstäben hoch beladen,
Mit Körben, Bündeln, inhaltsschwer. —
Lebt wohl, ihr Dschonken und Pagoden!
Du, meiner Blumenheimat Boden!
Ins Goldland geh ich jetzt, juchhe!
Weil dort mein Glück ich blühen seh'.

Um das Restrikt nicht zu verletzen,
Das Onkel Sam erlassen hat,
Nahm Sau, dem Konsul zum Ergötzen,
In Canton ein Certifikat.
Drin stand, er reise als Studente
Und habe tausend Ta-el Rente.
Ging alles krumm, so war er stumm,
Ein Habeas Corpus nicht so dumm!

Bald stieg er froh bei den Barbaren
Mit seinem Paß ans reiche Land;
Doch ach! die bösen Hoodlums*) waren
Mit Schmutz und Steinen gleich zur Hand.
Auf hochbepackter Staatskarosse
Saß Sau im Hagel der Geschosse;
Es flog der Zopf dem armen Tropf
Beim Bücken stetig um den Kopf.

*) Der Straßenpöbel in San Francisco.

Nun spritzte Wasser er behende
Aus vollem Mund auf Hemd und Lein,
Und Washi! — Washi! ohne Ende
War Tag und Nacht sein Amt allein.
Dann ging er fröhlich ins Theater,
Spazierte stolz am Dupont-Prater;
Auch stets gewann er Geld beim Tan
Und schmauchte Opium dann und wann.

So ward er reich wie Pat und Mikey;
Doch einsam war das Herz von San.
You sabbe! littee foot heap likee!
I buy heap nicy wifee now!*) —
Beim Quieken seiner Mandoline
Erklang es hinter der Gardine:
O holde Sing, du süßes Ding,
O sei mein wifee — tsching, tsching, tsching!

Jetzt lebt Ah San zufrieden sehre,
Geachtet wie ein Mandarin;
Treu blieb er des Confucius Lehre,
Und Sing, die holde, streichelt ihn.
Er trägt auch Stiefel, raucht Cigarren,
Und denkt: Die Weißen sind doch Narren!
Es war sehr schlau — tsching, quang, miau!
Daß einst nach Frisco ging Ah San!

---

*) Verdorbenes Englisch, wie es die Chinesen reden: Weißt du! klein Füßchen gefällt mir sehr! Ich kauf' mir sehr hübsches Frauchen jetzt!

Poetische Epistel eines Europamüden.

Viel große Menschen hier und da,
Die gab's zu allen Zeiten,
Zum Beispiel: Saul, Kleopatra
Und Friederich den Zweiten;
Und unter Männern von Talent
Man Plato und Confucius nennt
Und Luther, stark im Streiten.

Es war für Dichter auch nicht schwer,
Sich Ehren zu erringen.
Als blinder Bettler konnt' Homer
Auf den Parnaß sich schwingen,
Und Sappho, die verliebte Maid,
Errang sich die Unsterblichkeit
Durch ihr Inswasserspringen.

Ein Jüngling aber unsrer Zeit
Muß scheinbar große Gaben,
Ausschreier seiner Tüchtigkeit
Und mächt'ge Gönner haben;
Und erbt er dann noch vom Papa,
So kann vielleicht die Frau Mama
An seinem Ruhm sich laben.

Wer heute in der alten Welt
Nichts weiter ist als weise
Und weder Gönner hat noch Geld,
Der gehe auf die Reise,

Der segle von Europia
Hinüber nach Amerika,
Das ich vor allem preise.

Hier kann ein großer Mann er sein,
Sich freun der besten Bissen,
Bedenkt er nur den äußern Schein
Und niemals sein Gewissen;
Auch glaubt man gern ihm, sagt er frei,
Daß er ein Graf, ein Doktor sei,
Ist nur kein Schuh zerrissen. —

Als Jüngling war ich viel zu faul,
Um gründlich was zu lernen.
Mein Lehrer hieß mich Ochs und Gaul.
Ich guckte nach den Sternen
Und dichtete im Mondenschein,
Besang die güldnen Sternelein
In ihren blauen Fernen.

Da kam mit Büchse, Schwert und Spieß,
Gesang und Pulverknallen
Die Freiheit in das Land und ließ
Die deutschen Fahnen wallen.
Die Fackeln strahlten blutig-rot,
Es zitterten in Angst und Not
Tyrannen und Vasallen.

Den Brutus liebt' ich allzeit mehr
Als all die andern Alten,
Drum nahm ich rasch den Sabul her
Und wollte Schädel spalten.
Der Vater rief: Bist du verrückt?
Die Schwestern sah man schwer bedrückt
Die zarten Hände falten.

Bald zeigte klar sich mein Genie
Beim Schießen in den Schlachten

Zur Taktik und zur Strategie,
Und meine Obern machten,
Nachdem sie meinen Wert erkannt,
Mich Knall und Fall zum Lieutenant,
Als die Granaten krachten.

Sofort beschloß ich ohn' Geprahl,
Die Dänen zu vernichten
Und meinen Plan dem General
Gehorsamst zu berichten;
Und stolz im Geiste sah ich schon
Mich als der Heimath Lieblingssohn
Verherrlicht in Gedichten.

Jedoch nachdem in mancher Schlacht
Viel rotes Blut geflossen,
Ward plötzlich, eh ich dran gedacht,
Der Frieden abgeschlossen:
Und so geschah's, daß Hannemann *)
Zuguterletzt den Preis gewann,
Und wir ins Blaue schossen.

Da war wie Holland ich in Not.
Was weiter jetzt beginnen?
Wie nun verdienen 's liebe Brot,
Und Ehr' und Amt gewinnen?
Und mancher Tag und manche Nacht
Ward ohne Resultat verbracht
Mit Denken und mit Sinnen.

Am Ende faßt' ich voll Verdruß
Vereint mit vielen andern
Aus reinem Ärger den Entschluß,
Nach Rio auszuwandern.
Da gab's zu Hause viel Geschrei
Und Händeringen auch dabei,
Wie einst in Spanisch-Flandern.

*) Spottname für die Dänen.

Die Schwestern jammerten sehr viel:
Es giebt ja Riesenschlangen
Und Jaguare in Brasil!
Das macht uns Angst und Bangen!
Der Bruder meinte: Bist du da,
Fern, fern in Südamerika,
Was willst du dort anfangen?

Das wußt' ich leider selber nicht.
Ich haßte all das Klagen.
Ich kann ein weinerlich Gesicht
Nun einmal nicht vertragen.
Die Boa und der Jaguar,
Die bringen freilich oft Gefahr,
Doch kann man tot sie schlagen.

Zuletzt beschloß der große Rat,
Ich soll' mit meinen Rücken,
Wie's schon so mancher Nichtsnutz that,
Das Yankeeland beglücken.
Viel schöne Sachen gab man dann
Mir dem europamüden Mann —
Und dann konnt' ich mich drücken.

Ein Schreiner, sehr geschickt und klug,
Macht' einen ries'gen Kasten,
Den schwer mit Eisen er beschlug,
Als Schutz für Goldeslasten:
Daß Räuber diesen Koffer nicht —
Vierhundert Pfund wohl an Gewicht! —
Als leichte Beute faßten.

Die Schwestern packten Linnen ein,
Ein Federbett mit Büren,
Damit ich meinen Hausstand fein
In Ehren konnte führen;
Der Bruder legte schlau dazu
Den Schlafrock und die Morgenschuh,
Den Sammetrock mit Schnüren.

Ich that hinein noch Helm und Schwert
Und Bajonett und Büchse,
Auf den Prärien von großem Wert
Zum Schutze gegen Füchse;
Den Orden auch vergaß ich nicht,
Daß dort auch, wo man englisch spricht,
Mein Ansehn stetig wüchse.

Nach all der leid'gen Packerei
Begann das Abschiednehmen.
Mir schien's, daß ich verloren sei,
Konnt' meinen Schmerz nicht zähmen.
Der Alte hielt sich wie ein Mann,
Die Schwestern schluchzten dann und wann,
Der Bruder thät sich grämen.

Rechtzeitig brachte man an Bord
Mich selbst und mein Gepäcke.
Ein Dampfer schleppt' uns aus dem Port,
Und dann ging's um 'ne Ecke
Der Küste in das Meer geschwind.
Die Sonne schien, gut war der Wind,
Wir standen auf dem Decke.

Bald schwand der Küstensaum dem Blick
Am fernen Himmelsrande.
Wie gerne führen wir zurück,
Zurück zum deutschen Strande!
Doch bald vergaßen wir das Weh;
Es trug das Schiff uns durch die See
Ja nach dem frei'sten Lande!

Es war viel seltsam Volk an Bord;
Doch jeden zu beschreiben,
Es nähme zu viel Zeit mir fort,
Drum lass' ich's klüglich bleiben.
Wohl mancher Ehrenmann war da,
Der wollte in Amerika
Gar große Dinge treiben.

Der eine war mit vielem Geld
Vor Schulden fortgelaufen
Und wollte in der neuen Welt
Sich Land und Häuser kaufen;
Der andre war als Domdechant
Mit Kirchengütern durchgebrannt
Und wollte sich verschnaufen.

Ein Pfaffe hatt' aus Zeitvertreib
Zwei Frauen sich genommen,
Und beinah wär' er ohne Weib
Ins dunkle Loch gekommen.
Jetzt ging er als ein Missionär
Und als Apostel übers Meer
Zu Brigham Young, dem frommen.

Die Yankeedeutschen sprachen gern
Von heil'gen Menschenrechten
Und von dem goldnen Freiheitsstern
Und feilen Fürstenknechten;
Sie „glichen" *) nichts im deutschen Land,
Wo weder „Smartheit" *) noch Verstand
Die Leute vorwärts brächten.

Dann war'n da Männer von Genie,
Am Rocke Sammetborden,
Waschechte φίλοι der Sophie,
Vom Denken kahl geworden,
Kommerzienrat von Kahn und Kohn,
Aus jedem Staate ein Baron
Und Grafen voller Orden.

Die Damen waren bleich und schlank,
Doch meistens ohne Taille,

*) „glichen" — Imperfektum von „gleichen" (to like — gefallen, gern haben); „Smartheit" (smart — schlau, pfiffig) — dem Englischen nachgebildete deutsch-amerikanische Ausdrücke.

Ihr Zahngeheg nicht immer blank,
Wie Ocker die Emaille.
Sie waren schweigsam wie das Grab.
Hochnasig sahen sie herab
Auf uns als die Canaille.

Am dritten Tage sah man schon
Im Nebel Frankreich liegen.
Wir sprachen von Napoleon,
Von Schlachten und von Kriegen;
Von Leipzig und von Waterloo,
Wo der Franzos vor Blücher floh,
Der auch verstand zu siegen.

Dann schwammen wir durch den Kanal
Vor Englands Kreideschanze,
Und mit uns Segler ohne Zahl
Im hellen Sonnenglanze.
Die Klippen ragten weiß empor;
Die Schiffer sangen laut im Chor
Beim leichten Wellentanze.

Zwei Tage drauf war nichts zu sehn
Als Himmel nur und Wasser.
Man mochte rechts und links sich drehn, —
Rings Himmel nur und Wasser!
Und überall und überall
Nichts weiter als des Wassers Schwall;
Rings Himmel nur und Wasser!

Die Wogen rollten schwerer schon
Als ich's vertragen konnte,
Ganz übel wurde mir davon,
Als ich mich eben sonnte.
Auf einmal scholl der Ruf mit Macht:
Die Segel streicht und fest gemacht!
Sturm kommt vom Horizonte!

Und eh wir's dachten, wie ein Wink
Da war er da mit Brausen.
Wir aber eilten alle flink
Hinunter in die Klausen;
Und nur mit Mühe, Angst und Pein
Gelangten wir ins Bett hinein
Beim Schlenkern und beim Sausen.

Drei Tage lag ich elend da
Bei all dem ew'gen Schwanken.
Im Sturm zerbrach die große Raa,
Es stöhnten Mast und Planken.
Verschläng' uns doch die wilde See!
Das war bei meinem großen Weh
Mein einziger Gedanken.

Aufs Deck nur selten wagt' ich mich,
Das Weltmeer anzuschauen.
Die mächt'gen Wogen wälzten sich
Wie Berge hoch zum Grauen.
Das Schifflein stieg hinauf, hinab
Und tauchte oft ins Flutengrab
Bis zu den Gaffel-Tauen.

Allmählich ließ das Stürmen nach.
Wir reckten froh die Glieder
Und spielten Domino und Schach
Und sangen deutsche Lieder.
Aufsprang von Ost ein günst'ger Wind,
Der blies uns übers Meer geschwind
Und hob die Hoffnung wieder.

Die Erde hatt' sich umgedreht
Schon dreißig Mal, die alte,
Da ward im Westen Land erspäht.
Ein Jubelruf erschallte,
Die Hälse reckte man und sah
Hinüber nach Amerika,
Um das der Nebel wallte.

Es wuschen sich die Herrn geschwind
Bei halb verschloss'nen Thüren.
Recht schwierig war's, beim frischen Wind
Den Bartwuchs zu rasieren.
Man warf die Lumpen in das Meer
Und bürstete die Kleider sehr,
Sonntägig sich zu zieren.

Die Damen gingen eifrig jetzt
Aus Stopfen und ans Nähen.
Im Wirrwarr gab's zuguterletzt
Viel Reizendes zu sehen,
Und manchmal scholl ein leises Ach,
Sah eine Maid in ihr Gemach
Die bösen Männer spähen.

Der Lotse kommt an Bord im Nu,
Als ob ein Geist ihn sende;
Man ruft ihm zu: How do you do?
Und schüttelt ihm die Hände. —
Und hier der Hafen! — Wir sind da! —
Hurra, hurra, Amerika! —
Nun hat das Leid ein Ende! —

Wie ist Natur hier doppelt schön
Nach all dem Wellenwiegen!
Wie reizend an den grünen Höhn
Die weißen Villen liegen!
Wie ist so mild, so lau die Luft,
So reich der Gärten Blütenduft,
Die an die Bai sich schmiegen!

Und dort der Weltstadt Häusermeer,
Vom Sonnengold umflossen;
Dampfschiffe jagen hin und her,
Laut rasseln die Karossen.
Es schwelgt das Auge, trunken ganz
Von neuem Leben, neuem Glanz,
Die ringsum aufgeschlossen. —

Der Anker fällt. Das Lied ist aus.
Der Dichter, der's gesungen,
Hat fern im West in manchem Strauß
Mit dem Geschick gerungen.
Wer wissen will, was dort er that,
Der hole sich im Meyer Rat,
Wohin sein Ruhm gedrungen.

Schlechte Zeiten!

(1894.)

Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!
So ertönt es allerwärts.
Grausig durch die Länder schreiten
Not und Sorge, Angst und Schmerz.
Ach! wohin ich immer wende
Meinen thränenfeuchten Blick,
Schau' ich Jammer ohne Ende,
Ungeheures Mißgeschick! —
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!
Ach! mir wird ums Herz so bang,
Höre ich von allen Seiten
Diesen Klag'- und Wehgesang!

Dieses Land des Überflusses,
Reichstes auf dem Erdenrund,
Ist kein Land mehr des Genusses,
Jeder lebt von Hand zu Mund.
Nicht allein die Armen lungern
In den Straßen dieser Stadt,
Auch die Millionäre hungern,
Und nicht Einer ißt sich satt.
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

In den Buden und Palästen
In dem Park beim Goldnen Thor*)
Lebt man von Begeistrungsresten
In dem grauen Nebelflor.

*) Die California Midwinter fair.

Muselmänner, Samoaner,
Und der Hula-Hulas Schwarm,
Eskimos und Indianer
Jammern, daß sich Gott erbarm'!
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

In dem kunstgeweihten Prater
Lebt der Wirt von Ruhm allein;
Niemand kauft sich einen Kater
Zu den schönsten Melodein.
Ach! die teuren Seehundsjacken
Sind beim Onkel längst versetzt,
In den Truhen der Polacken
Ruhn die Diamanten jetzt!
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

Schau' ich weiter in die Ferne,
Wo ein Ende hat die Welt,
Seh' ich auf dem Erdensterne
Not und Elend — und kein Geld!
Überall nur leere Taschen!
Selbst beim Papst im Vatikan
Kommt das Geld fürs Sündenwaschen
Nicht mehr regelmäßig an.
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

In dem Lazzaronilande
Giebts nur Kupfer und Papier,
Selbst in Deutschland — weh der Schande,
Stimmt kein Mensch mehr sein Klavier.
Bei den Russen und Franzosen
Ist das Elend riesengroß;
Nicht mit Küssen mehr und Kosen
Läßt verbessern sich ihr Los.
Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

Drüben unter den Kanaken
Klagt die braune Königin:

Nichts zu schluckern, nichts zu knacken!
Ach! die Herrlichkeit ist hin!
Nicht versetzen bei den Juden
Kann ich Scepter, Thron und Reich,
Und mein Herz, es muß verbluten
Ob dem niederträcht'gen Streich!
  Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!

Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!
So ertönt es allerwärts.
Grausig durch die Länder schreiten
Not und Sorge, Angst und Schmerz.
Ach! wohin ich immer wende
Meinen thränenfeuchten Blick,
Schau' ich Jammer ohne Ende,
Ungeheures Mißgeschick!
  Schlechte Zeiten! schlechte Zeiten!
  Ach! mir wird ums Herz so bang,
  Höre ich von allen Seiten
  Diesen Klag-' und Wehgesang!

Sechs anmutige Weinlieder.

1.

Johannisberger.

Es sagte der Kanzler Fürst Metternich,
Als er grübelnd die runzlige Stirn sich strich:
Was nützen zum Ruhm mir all' meine Thaten
Als größter Lügner der Diplomaten!
Ich lasse mir schenken vom Kaiser Franz
Den teuersten Weinberg des rheinischen Lands;
Den will ich mit köstlichen Reben bepflanzen
Und Wein draus keltern für höfische Schranzen,
Für Prinzen und Grafen und Millionäre
Und Leutnants der Garde im russischen Heere.
Es sollen ihn preisen die Blaublut-Sprossen
Als besten, der je durch die Kehle geflossen! —
So sprach der Kanzler Fürst Metternich,
Als er grübelnd die runzlige Stirn sich strich. —
Das gab einen Wein, davon seine Erben
Noch heute ein großes Vermögen erwerben.

2.

Moselblümchen.

Der Freiherr Kuno von Itzenplitz
War arm an Geldern, doch reich an Witz.
Er hatte kein Gold zum Bankettieren
Und möchte doch gern mal ein Fläschchen probieren:

So 'nen milden, lieblichen, süffigen Wein,
Den man trinken kann, ohne ein Rothschild zu sein.
Er sprach: Ich kauf' mir in Hamburg am Schlump
Ein Oxhoft Moselblümchen auf Pump! —
Draus trinkt er nun täglich und lobt seinen Witz.
Nicht ärmer, doch weiser ward Itzenplitz.

3.

Chateau la Rose.

An dem Strande der Garonne
Traf ich einstmals eine Bonne,
Blühend, schön und kerngesund.
Sprach ich: Sag' mir, warum prangen
Gar so rosig deine Wangen,
Sind so kirschrot Lipp' und Mund? —

Sagte drauf die holde Bonne
An dem Strande der Garonne:
Sohn des Nordlands, schlank und groß,
Willst du schön und blühend werden,
Trink' wie ich alltag auf Erden
Deux bouteilles Chateau la Rose!

4.

Malaga.

Für Frauen und Mägdlein mit rosigen Lippen
Empfehl' einen Wein ich, wie Honig so süß;
Manch niedliches Mäulchen schon sah ich dran nippen,
Das nicht einen Tropfen im Glase ließ.
Auf Spaniens Hügeln wachsen die Reben
Am Strande des hellen Guadalquivirs,
Wo die Donnas im schmachtenden Nichtsthun leben
Und Malaga kneipen statt bayrischen Biers.

5.

Veuve Cliquot.

Feurige Witfraun können auf Erden
Sehr gefährlich den Männern werden.
Alten Gesellen, mit Sorgen beladen,
Einsam wandelnd auf dornigen Pfaden,
Haben sie oft in der sündigen Welt
Hinterlistig ein Netz gestellt.
Aber ich kenn' eine Witib hold —
Trägt ein Mützchen von eitel Gold!
Der ich zu jeglicher Stunde gerne
Schau in die leuchtenden Augensterne.
Schlank ist ihr Hals und voll ihre Brust,
Heimlich versteckend berauschende Lust.
Schallt mir entgegen ihr jubelnder Gruß,
Nipp' ich vom Mund ihr den wonnigsten Kuß,
Leere den Becher, der schäumend erglänzt,
Den mir die schönste der Witwen kredenzt.
Cliquot, so heißt die göttliche Frau,
Der ich begeistert ins Auge schau'.

6.

Californischer Gutedel.

Jüngst saßen im glänzenden Himmelssaal
Die Seligen all beim göttlichen Mahl
Und tranken aus Schalen von Adamant
Die köstlichsten Weine mit Engelsverstand;
Sie prüften als Kenner, was ihnen geboten,
Mitunter die weißen, mitunter die roten.
Die Frage war: Haben seit Noahs Zeit
Gewonnen die Weine an Süffigkeit? —
Die Seligen hatten schon mancherlei Proben
Getrunken, und zankten sich lärmend dort oben,
Es war schon gefährdet der Himmelsfrieden,
Und immer noch war nicht die Frage entschieden.

Da brachte Sankt Petrus 'ne Sorte herbei,
Die, sagte er, ganz was Neues sei.
Im Thale Sonóma wuchsen die Reben,
Wo fröhlich die Deutschen im Goldland leben.
Man füllte die Schalen von Adamant
Und prüfte den Wein mit Engelsverstand.
Der Wein ist sicher der beste von allen!
So scholl es im Chor durch die himmlischen Hallen.
Nie trank Vater Noah am Ararat
Ein Tröpfchen, das solch eine Blume hat! —
Gutedel, so heißt dieser treffliche Wein:
Ein Trank für Menschen und Engelein!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

